HEFT 12 DEZEMBER 1984 5,- DM C 4143 E

Konkret

ÖKO-FEMINISMUS: DIE GRÜNE FRAU SCHRUBBT SICH FREI

SELBST-REINIGUNG IN BONN

in konkret Dezember 1984

Verlags-Mitteilungen

an Konkret

Kopf-Wäsche von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Die moralisch gewendete Geisterbahn
Die sozialistischen Mißwirtschaftler sind abgelöst, in Bonn regieren die Männer des freien Markts. Es herrschen wieder die alten lügenden: Wahrheitsliebe, Disziplin, Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit. Den Preis bestimmen Angebot und Nachfrage

Null Bock auf Nicaragua? von Michael Schilling
Ist die sandinistische Revolution noch zu retten? Wer kann sie retten? Wer will sie retten? Oder bereitet sich die Abteilung kritische Solidarität insgeheim schon darauf vor, am Grab einen eindrucksvollen Auftritt hinzulegen?

Beinharte Monumentalität von Karl Pawek

Sprengstoff im Trinkwasser von Ulrich Schneider, Wolfram König
Das Trinkwasser in Hessisch-Lichtenau und die deutsche Geschichte

Crash Test von Günter Amendt
Zur Sozialphilosophie der achtziger Jahre

Bier von Wolfgang Weisgram
Notizen aus einem Feuchtbiotop

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer
Horst Tomayer sprach als Doktor Dombrowski, einst Bitterfelder Kirchenmitarbeiter,. nun im Brüsewitz-Zentrum bei Paderborn gelandet, mit dem Fernseh-Pfarrer Sommerauer.

Politik, Arbeit, Frauen von Cora Stephan
Die moralische Instanz Weiblichkeit in der Bonner Politik bei den Grünen und den anderen

Frauen - Arbeit - Fraktion von Sabine Rosenbladt, Antje Vollmer
Antje Vollmer von den Bonner Grünen über den Nutzen des Frauenvorstandes - Die Fragen stellte Sabine Rosenbladt

Arbeit - Frauen - Mindestlohn von Dieter Winkler
Die Diskussion um ein staatlich garantiertes Gehalt für alle - Eine Zusammenfassung

Hochniedervorwärtsherauszumwegmit von Detlef zum Winkel
Diesmal ist das Gerücht wahr. Noch in diesem Jahr, bestätigt Hans-Gerhart Schmierer, werde sich der Kommunistische Bund Westdeutschland auflösen. Politisch bedeutsam sei die Entscheidung ohnehin nicht mehr, meint der langjährige KBW-Sekretär. Es gehe lediglich noch um einen rein formalen Akt. Ein bißchen mager für die ehemals größte K-Gruppe der Bundesrepublik. Geräuschlosigkeit war bislang nicht gerade die hervorstechendste der KBW-Tugenden. Wenigstens ein paar Abschiedsgrüße sollten die Genossinnen und Genossen mit auf den Weg bekommen.

Mord? Allerdings! von Peggy Parnass

Nicaragua nackt von Christel Dormagen

»...eigentlich hasse ich Bücher« von Thomas Östreicher

Millionenverluste, klagt die deutsche Buchindustrie, entstünden ihr durch illegale Raubdrucker, die, ohne Autorentantiemen zu zahlen, im Hinterhof hergestellte Billigausgaben unters Lesevolk streuen. Und tatsächlich: Raubgedruckt wird alles, was auf dem Buchmarkt ein Erfolg ist oder einer zu werden verspricht. Der Vertrieb der fotomeschanisch verkleinerten Bücher mit der unaufwendigen Paperback-Ausstattung ist weit verstreut organisiert und läuft über Büchertische, alternative Buchläden oder im Handverkauf. Reinhard *, 26 Jahre alt, geht in einer westdeutschen Universitätsstadt abends mit einem Korb unter dem Arm durch Kneipen und verkauft derzeit etwa 20 verschiedene Raubdrucke. Thomas Östreicher fragte ihn nach seinen Untergrund-Geschäften.

Eno: Dr. Jekyll & Mr. Hyde von Kade Schacht

Ein Vorschlag für Kenn-ich-weiß-ich-interessiert-mich-nicht-Leser/innen: Vielleicht nochmal aufstehen, die Platte »My life in the Bush of Ghosts« besorgen und ein zweitesmal mit Lesen beginnen

Plattenservice von Frieder Butzmann

Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Heimat und Literatur von Roland Ludwig

Heimat - erinnern Sie sich noch? Das war der Film von Edgar Reitz, das kulturelle Pendant zur Ewing-Familie im Nirgendwo. Die Rettung eines Stücks Geschichte - fürs (Film)Museum. Vielleicht war die Fernsehserie mit ihren begleitenden Kommentaren von: Wie schade, daß es das alles nicht mehr wirklich gibt! bis zum dumpfen Herumhantieren mit den Begriffsfetischen Nationalsozialismus/Faschismus der einstweilige Zenit in der Laufbahn des Umstands Heimat. Von der jetzt abfallenden Kurve herab sichtet Roland Ludwig die versprengten Trümmer auf dem Territorium von Heimat/Literatur, - Raumpartikel, die sich seit dem jüngsten Tumult vielleicht doch nicht so handig verschoben haben, daß sie in jedes Museum paßten.

Der Fettfleckphotometereffekt von E. Bierich

Selbstmord als Dienstleistung von Patricia Blair, Peter Lenz

Unter dem Druck der privatwirtschaftlichen Fernsehkonkurrenz flüchtet das ZDF in den Skandal. Ihre ab März 85 ausgestrahlte und mit den Amerikanern koproduzierte Serie »Motel S« schildert das lustige Treiben in einem Motel, das die Sterbehilfe als Dienstleistung feilbietet. Daß der Mainzer Plan, die Geschichten aus dem Selbstmordmotel zur Dallas-Sendezeit Dienstag 21 Uhr 45 zu bringen, kein selbstmörderischer sein wird, belegen Publikumstests in den USA. Bob Pittmann, Direktor der Serienproduktion: »Wenn unsere Rechnung aufgeht, wird die Dallas-Familie in zwei Jahren Kunde im 'Motel S' sein. In einer letzten großen Inszenierung werden sie bei uns ihren Selbstmord zelebrieren.«

Die Schönheit bringt uns mit ihrem Terror an die Grenze dessen, was wir ertragen können.

Vermischtes aus der Filmindustrie der Lebenden und der Toten in 31 Abschnitten

Bücher: Fjorde Wagner Exil Geschlecht Persien von Christel Dormagen

Christel Dormagen hat Bücher von Frauen gelesen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/84, S. 4

Verlags-Mitteilungen

1. Ein Superlativ: KONKRET ist die größte Zeitschrift der Bundesrepublik, die keine Anzeigen von Daimler-Benz, Honda, Bosch, Lufthansa, IBM, Bundespost, Melitta, Persil, Mon Cherie, Mannesmann, Nixdorf, Kaufhof und Suchard enthält. Wie so vieles andere versteht der Henri Nannen auch das nicht: »Ich frage mich übrigens«, hat er gesagt, »warum Werbetreibende nicht in solche Titel reingehen. Es kommt doch darauf an, daß ich die richtige Zielgruppe habe. Und Roth-Händle und Gitanes - meine Zigarettensorte - wissen doch genau, weshalb sie in KONKRET inserieren. « Vor allem Nannens Lieblingsfirma weiß es: Gitane wurde in KONKRET noch nie beworben. Vielleicht wenn Kujau mal eine Anzeige fälscht...

2. Eine Prognose: in KONKRET 9/84 hieß es:

Seit KONKRET die Erzählungen des Dr. Hans Langemann von den Schweinereien des Bundesnachrichtendienst druckte, ist die CSU in der Brenne: Einerseits weiß die Partei, daß sie sich in Distanz zu ihrem ehemaligen Staatsschutz-Chef halten muß ' - andererseits kann sie ihn nicht einfach fallenlassen - zu vielfältig sind die Kenntnisse, die Langemann zu seiner Dienstzeit über das Treiben der CSU-Oberen gewonnen hat. Da einem Langemann keiner einreden könnte, das Bayerische Oberste Landesgericht, vor dem er wegen Offenbarung von Staats- und Dienstgeheimnissen angeklagt ist, sei eben leider ein Teil der »unabhängigen Justiz« und habe kein Ohr für die Wünsche der Regierenden, hat sich die CSU-Führung mit dem Angeklagten stillschweigend auf einen Mittelweg geeinigt. In den Worten des Ministerpräsidenten: Langemann sei »der Mann mit dem Kopfschuß<~ - nicht ganz und gar plemplem, aber zur Tatzeit nicht alle Tassen im Schrank. In der Ganovensprache nennt man das den »kleinen Jagdschein«, auf juristisch spricht man von »schuldunfähig«. Wäre dies das Urteil, dann könnten Langemanns Erzählungen (in KONKRET) *als Geheimnisverrat gegeißelt werden, Langemann selbst seine Pension in Freiheit verzehren und einige CSU-Politiker wieder ruhig schlafen.*

Es war das Urteil: Am 9. November erhielt Hans Langemann wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses eine Freiheitsstrafe von acht Monaten, ausgesetzt zur Bewährung. Das Gericht billigte dem Angeklagten verminderte Schuldfähigkeit infolge eines »hirnorganischen Psychosyndroms« zu. Alles paletti.

Zum Fall bemerkte Gerhard Mauz im »Spiegel«:

Um den Inhalt der Dokumente, die von KONKRET veröffentlicht worden waren, ist es, obwohl sie erstaunliche Einblicke gaben, immer weniger gegangen. Man konzentrierte sich auf die »Affäre Langemann«...

Man?

Schlußwort des KONKRET-Anwalts Helmuth Jipp, der dem Verlag auch bei der Hausdurchsuchung durch das BKA beigestanden hatte: »Wer Bücher schreibt, darf sich nicht wundern, wenn sie beschlagnahmt werden.« Ein überfälliger Zusatz zu Art. 3 des Bonner Grundgesetzes.

3. Zum Parteitag der Grünen am 7. Dezember in Hamburg erscheint im KONKRET LITERATUR VERLAG unter dem Titel »Die Zukunft der Grünen - Ein realistisches Konzept für eine radikale Partei« ein Manifest, das die beiden Exponenten der öko-sozialistischen Strömung bei den Grünen verfaßt haben: Rainer Trampert , Vorstandssprecher der grünen Bundespartei, und Thomas Ebermann, zuletzt Sprecher der grün-alternativen Fraktion in der Hamburger Bürgerschaft. Schon einmal stand am Beginn einer neuen sozialen Bewegung die Schrift eines Duumvirats, vor 136 Jahren. Es darf geprüft werden, ob sich hier die Geschichte wiederholt - und wenn ja: als was.

4. Aus der Sendereihe »Kultur aktuell« von Radio Bremen, ein Beitrag von Phoebe Schröder:

Im Novemberheft der Zeitschrift KONKRET teilt Herausgeber Hermann L. Gremliza mit, er habe das Buch (»Blick zurück in die Zukunft«) unter dem Namen Theo Sommers bei der DVA lanciert, die Einleitung geschrieben und es ansonsten bei Sommers Neujahrstexten belassen. » Wird«, schreibt Gremliza, »Sommer am Ende so tun, als sei das Buch von ihm herausgegeben? Weil man sich in dieser Gesellschaft mit rein gar nichts mehr blamieren kann?« Und wiewohl Gremliza schon heftig mit Buch-Signierungswünschen bedrängt wird, spricht alles dafür, daß der »Blick zurück in die Zukunft« von Sommer allein stammt. Es mag den KONKRET-Herausgeber ein bißchen kränken, daß nicht er es war, der den » Uhu von der Alster«, wie er Sommer liebevoll nennt, der letzten und endgültigen Lächerlichkeit preisgegeben hat. Aber manchmal muß eben auch die Satire vor der Wirklichkeit kapitulieren.

5. Axel Springer rief Ronald Reagan zu: »Gott segne Sie und Ihr Land«. Darunter zitierte die »Bild«-Zeitung »Urteile, Vorurteile über einen Sieger« und an erster Stelle dieses:

... Die Führungsmacht der westlichen Welt (wird) in den nächsten Jahren von einem ausgemachten Kretin regiert werden.

Gremlitza in KONKRET Dezember 1980.

Es gab an jenem Tag zu wenig Totschläge. Da waren noch ein paar »t« übriggeblieben, und bei Tonalt Teagan hätten sie sich wirklich nicht gut gemacht.

6. In KONKRET 10/84 war ein Kalender angezeigt, den der in Hamburg lebende italienische Maler Bruno Bruni produziert und dessen Erlös er der sandinistischen Regierung von Nicaragua gewidmet hat: 11 Porträts von Opfern des Faschismus. 680 KONKRET-Leser haben den Kalender (trotz des nicht geringen Preises von 57 Mark) bis heute bestellt. Auch die über den Buchhandel angebotene Auflage von 3.000 Stück ist fast überall vergriffen.

Dieser absehbare Erfolg ließ das Flaggschiff der liberalen Progress-Armada, den »Stern«, nicht ruhen. In Heft Nr. 44 konnte man lesen:

Polit-Kitsch feinster Machart... gezeichnet mit der wohlfeilen Ästhetik des modischen Gesellschaftsmalers... erwischt hat es zum Beispiel Rosa Luxemburg... Auch sonst bleibt der Künstler im Trend: Der Reinerlös aus dem Verkauf des Kalenders geht an die sandinistische Regierung in Nicaragua. Tip für die Produktion '86.- Unser täglicher Antifaschist zum Abreißen.

Der Autor schreibt für Lohn im Auftrag eines Verlages, der aus jedem Dreck, zuletzt aus Führers Tagebüchern, Gold zu machen trachtet; er schreibt nach Richtlinien von Auftraggebern, die sich eher auf Görings Yacht als an Rosas Grab gezogen fühlen. Wer solche Arbeit verrichtet (wozu die Not einen, der nichts gelernt hat, ja zwingen kann), wer im Blatt der Geschichtsumschreiber schreibt, bei Bruni habe es eine von Heidemanns Helden Erschlagene »erwischt«; wer inmitten eines Pissoirs der Moden und Wellen die Unterstützung Nicaraguas als Trendhascherei diffamiert: Der ist, mit oder ohne Verlaub, Herr Präsident, ein Wichser. Und also der richtige Mann am richtigen Ort.

Konkret 12/84, S. 5

an Konkret

Geschlechtsakt

KONKRET 10/84: »Angeln - ein Beitrag zum Verfall der Sitten« von Franz Lerchenmüller

Daß eine »nichtentfremdete« Tätigkeit wie das. Angeln 1921 dem Proletarier den Abschied von der Weltrevolution etwas versüßen half, mag manchem schon zu weit gehen. Noch Wenigere werden anerkennen, daß es sich dabei um eine symbolische Ersatzhandlung für einen Geschlechtsakt handelt. Wem jedoch bekannt ist, daß der Volksmund mit »Rute« verhüllend das männliche Glied umschreibt und die Hasel, aus deren Holz (Angel)ruten nun einmal gemacht wurden, ein altes Fruchtbarkeitssymbol ist (vgl. »System ubw« 1/83, 73), wird Hemingways Empfindung von »etwas Hartem« und auch die Zärtlichkeit von »Daumen und Zeigefinger« vielleicht einleuchten. Auch zwei Anhängsel (»Reserverollen«) resp. Hoden sind vorhanden, darüber kann die verlängerbare (!) Leine auslaufen (Erektion). Der Fisch ist selbst mit »Schwert«, »Baseballschläger«, »Rapier« bewaffnet, »hebt sich« und »hinter der großen (!) Brust(!)flosse, die hoch in der Luft (!) ... stand«, ganz analog wie ein Römer die Lanze gebrauchte, um den Tod Jesu anzuzeigen; die Bibel war Hemingway wohl bekannt. (Das Geheimsymbol der Urchristen: (gr.) Ichthus = Fisch!) Die Mönchsphantasie des 18. Jh. stellte sich diese Wunde als Vulva vor (Vgl. »system ubw« 2/84, 127).

GERT EHRHARDT

GÖTTINGEN

Es ist erfreulich, daß ein weitgehend unbekanntes Interessengebiet wie das Angeln bzw. die Sportfischerei auch in anderen als den speziellen Publikationen Berücksichtigung findet. Wichtig ist die fachliche Richtigkeit: Angler fangen nicht nur Fische, sondern vollbringen seit Jahrzehnten (!) enorme Leistungen für den Schutz und den Erhalt der Gewässer auf freiwilliger Ebene - in Zahlen ausgedrückt läßt sich das Engagement für die Gewässer (Besatz, Arbeitseinsätze, etc.) bundesweit auf etwa 100 Millionen Mark jährlich bemessen!

Die Fischerprüfung ist Voraussetzung für den Erwerb des staatlichen Fischereischeines, damit kann der (leid)geprüfte Angler einen »Angelschein« für das jeweilige Gewässer erwerben. Typisch deutsch?...

Sicher ist jede Form der Fachpresse auf Anzeigen als Einnahmequelle angewiesen. Sollten wir ' um unsere Unabhängigkeit unter Beweis zu stellen, auf die wichtige Weitergabe fachlicher Informationen verzichten?

PETER SAUER

DEUTSCHE SPORTFISCHER-ZEITUNG

KOBLENZ

Schon 200 Jahre alt

KONKRET 11/84: »Deutsche Eichen« von Hermann L. Gremliza

Über Hermann L. Gremlizas Kolumne »Deutsche Eichen« war ich diesmal entsetzt.

Sicherlich ist nicht abzustreiten, daß mit Schallplatten wie »Unser schöner Wald soll leben« und entsprechenden Heino-Gesängen der Protest gegen das Waldsterben sehr fragwürdige Züge bekommt. Einem Begreifen des wirklichen Ausmaßes der Waldschäden und vor allem der Ursachen ist das ohnehin eher abträglich als dienlich.

Doch halte ich die Behauptung Gremlizas, der Wald sei schon 200 Jahre tot, und andere Äußerungen in diesem Zusammenhang für ebenso unwahr wie gefährlich. Begreift Gremliza denn nicht oder tut er nur so, daß z.B. der von ihm so bezeichnete »kleine Nebeneffekt« der Pseudo-Krupp-Erkrankungen in dem großen Rahmen der allgemeinen Zerstörung unserer Lebensgrundlagen zu sehen ist und eine Begleiterscheinung des allgemeinen Vegetationssterbens darstellt! Daß dies längst in vollem Gange ist, braucht wohl nicht näher begründet zu werden.

BRIGITTE HAGEN

GÖTTINGEN

KONKRET zählt sicher zum Lesenswertesten im deutschen Blätterwald! Doch nun zum Artikel:

Montag, 5.10.84, 19.30 h ZDF: Ein paar lustige Comic-Gestalten tragen Blätter vor sich her, der Text: »Macht die Bäume wieder grün!« Zugegeben, das ist ärgerlich, wenn das Umweltproblem so daher kommt, aber wie soll man darauf reagieren?

Ich meine, nicht so wie Hermann L. Gremliza. Denn was in der letzten KONKRET in seinem Leitartikel verbraten wurde, war ein Konglomerat von Vorurteilen gegenüber Grünen und erstaunlichem ökologischen Unverstand.

Es geht beileibe nicht darum, im Sommerloch im Grünen zu wandeln. Der Ausfall des Ökotops Wald, selbst wo er kapitalistisch verwertbar in Reih und Glied steht, hat unabsehbare Folgen; der Sahel zeigt dies in extrema. Seit Jahren weisen Umweltschützer auf ökologische Zusammenhänge, auf ein Oko-System hin, und das sollte dem Herausgeber der KONKRET nicht entgangen sein! Das andere ist die Unterstellung, man häkele mit den Rechten am Mythos Wald, an neuer oder alter Heimeligkeit. Was soll das?

KONKRET hat seinen Anteil am Bewußtsein der dezidiert linken Anhängerschaft der Grünen. Wenn sich nun Rechte, wie etwa die Axt im Walde Zimmermann (nomen est omen) auf pseudoökologischen Bauernfang begeben, darf man das Thema doch nicht wie eine heiße Kartoffel fallen lassen. Kohl nimmt schließlich auch das Wort Frieden in den Mund. Die mir auch bisweilen aufstoßende Unterschätzung ökonomischer Zusammenhänge bei Umweltschützern sollte nicht zu einer Retourkutsche bei Marxisten führen, indem man ökologische Zusammenhänge wie in alten Zeiten ignoriert!

Für einen derart scharfen Leitartikel bietet die Schofeligkeit, mit der die CDU die Flick-Affäre behandelt, viel besseren Stoff.

PETER STOLLE

MARBURG

Ich habe mal wieder den Leitartikel mit großem Interesse gelesen. Ich muß auch der Zustandsbeschreibung des deutschen Waldes als Holzfabrik und Wirtschaftsfaktor zustimmen. Ebenso, wie ich darin übereinstimme, daß der große »gemeinsame« Einsatz zur Rettung »unserer« Wälder, das große »Wir-Gefühl« von der tatsächlich notwendigen gesellschaftlichen Auseinandersetzung und vom Kampf gegen die uns bedrohende Kriegsgefahr ablenkt.

Ich kann jedoch der Argumentation nicht folgen, daß es beim Einsatz zur Rettung der Wälder nur darum geht, einen längst dahingeschiedenen, nur noch als Mythos existierenden Wald zu erhalten, der nur noch den Vorstadt-Villen-Besitzern als angemessener Grün-Background dient, und die erholungssuchenden Wochenend-Spaziergänger wieder für den nächsten Wochen-Streß reaktiviert.

Denn auch wenn wir wohl nicht gleich den sterbenden Wäldern folgen würden, so ist das Waldsterben doch ein in seiner Bedeutung auf keinen Fall zu unterschätzender Aufschrei eines Teiles unserer an allen Ecken und Enden bedrohten Umwelt.

PETER HERMANNS

HANNOVER

Persönlichkeitsmuster

KONKRET 11/84: »Der Schnüffler in der Wohnstube« von Werner Heine

Glasfaserverkabelung, damit Otto Normal trotz Atomkrieg Dallas sehen kann, oder für eine Sondersendung der Tagesschau: »Hallo, ihr seid tot!«? Ich bin zwar kein Elektroniker, glaube aber kaum, daß die angeschlossenen Geräte den EMP einer A/H-Bombe schadlos überstehen, und dann kann ich mir meine Glasfaserkabel sonstwohin schieben.

Selbst wenn per Bildschirm das Versandgeschäft angekurbelt werden kann (wer kauft schon ungesehene, ungeprüfte Waren, ohne Angst zu haben, angeschissen zu werden), heißt das doch eher, daß mehr Arbeitskräfte zur Verteilung der Waren gebraucht werden als weniger, denn »beamen á la Enterprise« via Computer is nich. Abgesehen davon ist die gnädige Praxis der telefonischen Bestellung bequem genug.

Ich teile durchaus die Befürchtung, daß mittels Btx, ISDN, BIGFON, usf. Persönlichkeitsmuster mißbräuchlich erstellt werden können (Werbung, Verfassungsschutz), aber ob die Kosten-Nutzen-Rechnung der Investoren aufgeht, oder ob die Jungs kräftig auf die Fresse fliegen, sei dahingestellt. Trotzdem: wieviel schöne »Späße« ergäben sich für kreative Hacker!

STEFAN WÜRZNER

ESSEN

Schutzwall

KONKRET 11/84: »Tausche Heim gegen Ostmärker« von Peter Krauß

Heimat, Heimat- über alles. Als ob es nicht wichtigere Fragen gäbe, an denen man sich die Birne zermartern könnte. Kastriertes Vaterland!

Da will nun einer »rübermachen« wie es im Artikel von Peter Krauß heißt. Hoppla, wurde ja auch längst mal Zeit zu durchleuchten, wie das mit der Kehrseite der deutsch-deutschen Umsiedlungsmedaille aussieht. Mich haut nichts mehr vom Hocker in dieser verkohlten Republik: Flick geht im Parlament einkaufen wie unsereiner im Supermarkt um die Ecke. Da wird die Berliner Mauer wie Krauß zurecht schreibt, in der Tat in Bälde »kapitalistischer Schutzwall« sein.

Es kommen keine besseren Sonderangebote in diesem Supermarkt nach. Jenninger, der im Artikel zitiert wird, dürfte die Palette Barzel durch seine eigene ersetzen. Na dann Prost Mahlzeit.

Viel Kraft, auch nach zehn Jahren noch unbeirrt weiterzumachen.

AUGUSTE MOREAU

MÜNSTER

Ungebetene Gäste

KONKRET 11/84: »Offenbarung d. Hl. Johnny« von Michael Schilling

Fortan werden Völker, deren Regierungen US-Truppen plus - Vertretungen auf ihrem Territorium dulden (u.a. Türken, Libanesen, Kenyaner, Bundesdeutsche) damit zu rechnen haben, von ihren ungebetenen Gästen in die Luft gesprengt, erschossen, bestenfalls interniert zu werden.

So ist Shultz zu verstehen, wenn er nach dem Anschlag auf die US-Botschaft in Beirut Anfang Oktober davon spricht , Schutzmaßnahmen für US-Vertretungen im Ausland ergreifen zu wollen, die auch den Tod unbeteiligter Zivilisten mit einkalkulieren. Erstrecht, sobald man auf die Ankündigung von »Vergeltungs«schlägen achtet, die der US-Kriegshetzer im Einklang mit seinem Vorgesetzten Reagan pikanterweise vor israelischen Kennern der »Vergeltungs«-materie machte, wird klar: »Von jetzt ab wird zurückgeschossen« bleibt nicht allein die Lüge des deutschen Faschismus.

FRITZ GLEISS

HAMBURG

Romantisch

KONKRET 11/84: »Neu Venedig« von Hermann Peter Piwitt

Hiermit möchte ich bei Ihnen mal anfragen, ob es nicht vielleicht möglich ist, daß Sie in Ihrer Zeitschrift auch mal einen Artikel über unsere Schrebergartenkolonie »Feierabendfrieden« abdrucken? Bei uns ist es nämlich auch sehr romantisch (Farbfotos können vom Vorstand geliefert werden) und ein bißchen Sozialismus haben wir ebenfalls, für Bier legen wir nämlich immer zusammen. Wir hatten uns zwecks einer Veröffentlichung auch schon an das »Grüne Blatt« gewandt, aber leider eine Absage bekommen. Denen war das Thema nicht sozialkritisch genug.

KIRSTEN LEVSEN

KIEL

Dialektik

KONKRET 11/84: Interview mit Oskar Lafontaine

Das Interview macht deutlich: wie weit »links« auch immer, die SPD bleibt opportunistisch und Lafontaine ein »braver Sozialdemokrat«. Das nennt man wohl Dialektik: wenn - letzten Endes - das Intendierte ins Gegenteil umschlägt, der Veränderungswille in Konservatismus, zu dem er sich - ganz so, wie ein konservativer Grüner - bekennt, was aber eben nicht bloß Bewahrung der Natur meint. Lafontaine will die solidarische Gesellschaft. Aber das ist für ihn primär eine Frage des Bewußtseins, des Weltbildes, so scheint es: Nicht der reale entsolidarisierende Klassenantagonismus soll aufgehoben

werden, was nur in Form des Klassenkampfes zu bewerkstelligen ist, sondern die Theorie des Klassenkampfes, die der Verwirklichung des Solidaritätsprinzips doch gerade dient. Das Prinzip Solidarität zwischen den Klassen - die Ideologie der Partnerschaft - wirkt dem Prinzip Hoffnung entgegen, wird zum Prinzip Hoffnungslosigkeit, weil, wenn nur das Weltbild verändert wird, sich gar nichts ändert.

MICHAEL KIWITZ-TIMMER

WUPPERTAL

Vom Winde verweht«

KONKRET 11/84: »Heimat« von Wolfgang Pohrt

Nach Lektüre der Pohrt Kolumne »Heimat« habe ich es sehr bedauert, daß der »Spiegel« zur »müden Titelgeschichte« über den Langweiler »Heimat« unbedingt eine Muntermacher-Kolumne bestellen mußte. Noch bedauerlicher war die Wahl des Prof. Dr. provok Pohrt zum Kolumnisten, da dessen Dosis sich eher als Betäubungsmittel, denn als Muntermacher herausstellte. Von KONKRET hätte ich zu diesem Thema mehr erwartet als solch ein Sammelsurium Pohrtschen Gedankenguts.

Pohrt schreibt, daß es »überwiegend die bundesdeutschen Unterhaltungskünstler sind, welche ihre Liebe zur Heimat auf den Lippen führen.« Heimat diene diesen »verkannten Talenten«, die in ihrer Heimat »versauern« müssen, als »Trostwort«, »ein freundlicher Name für Resignation, Mißerfolg und Verbannung«.

Kennt Pohrt wirklich nicht Margaret Mitchells Roman »Vom Winde verweht« in dem die Protagonistin zu guter Letzt, nachdem sie den ihr entsprechenden Mann nicht kriegen kann, froh ist, daß ihr trotz allem das heimatliche Gut Tara geblieben ist?

Die Fernseh-Serie »Heimat« von Edgar Reitz, gehört für mich der Tendenz nach zu denjenigen aufklärerischen Versuchen, die im bundesdeutschen Kulturleben leider noch Seltenheit haben, und denen es u.a. darum geht, den mißbrauchten und ausgenutzten Begriff der Heimat mit neuem, diesmal vielleicht aufrichtigem und alltäglichem Gehalt zu füllen. In der Hoffnung auf weitere 10 Jahre

BERND ALTHAUS

BERLIN

Knackis privatisiert

KONKRET 11/84: Gefängnisse im Sonderangebot« von Konrad Ege

Nachdem ich Anfang des Jahres einen Briefwechsel in dieser Sache mit dem Bundesjustizminister hatte, bin ich voller Hoffnung, daß die Privatisierung der Knäste auch bei uns voranschreiten wird. So meinte das Ministerium mit Aktenzeichen AR 186/84 am 14.3.84 auf meine Frage, ob Privatisierung der Knäste nicht auch bei uns praktiziert werden solle (nach dem FDP-Motto »Mehr Freiheit - weniger Staat«: Es »kann davon ausgegangen werden, daß die Möglichkeit der Privatisierung von den zuständigen Stellen durchaus gesehen werden« - der Antwort-Schreiber Dr. K. Meyer müssen Singular lernen, sonst Dr. überflüssig sein -. Und: »Schon im 19. Jhd. wurde die Möglichkeit ins Auge gefaßt, Strafanstalten privaten Unternehmern zu überlassen, die die Arbeitskraft der Gefangenen ausnutzen konnten... Gleichwohl gibt es auch heute in der Bundesrepublik Deutschland wie in anderen Ländern enge Verflechtungen zwischen den Justizvollzugsanstalten und gewerblichen Unternehmen.«

Die Grenzen der Privatisierung liegen nicht etwa im Prinzipiellen oder in den »Mindestgrundsätzen für die Behandlung der Gefangenen«, bes. Nr. 74 Abs2., sondern darin, »daß es sich hierbei um eine hoheitliche Aufgabe handelt, die einer Privatisierung nur in eingeschränktem Maße zugänglich ist«.

Dieses Problem wird doch zu lösen sein, oder?

SABINE BRÜNIG

BERLIN

In der faschistischen Ideologie werden die Grundelemente der bürgerlichen Ideologie nicht etwa pervertiert, im Gegenteil, sie werden brutal verdeutlicht. Besonders in den USA treten diese Grundelemente in erschreckender Deutlichkeit zutage. Ein eklatantes Beispiel hierfür ist der Rassismus. Nicht nur die soziale Not der Neger, sondern auch die permanente

Massenarbeitslosigkeit und ein System, wo die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, kennzeichnen den ganzen Sachverhalt.

Nein, - ob das Strafgesetzbuch ein bißchen schärfer oder mehr Gefängnisse im Sonderangebot gebaut werden sollen: die herrschende Klasse hat gar nicht das Recht darüber nachzudenken, bevor sie sich nicht um das Menschenmaterial kümmern, daß sie täglich gefühl- und gedankenlos in die Tiefe stampfen, wo sie zwangsläufig straffällig werden müssen.

Wo eben die Verhältnisse so sind, daß man selbst nicht in Ruhe leben kann, ohne andere anzugreifen, wo man sich dauernd ducken und betrügen lassen muß, ohne sich dagegen echt wehren zu können, da entsteht die Kriminalität. Das soziale Milieu, in dem der Mensch lebt, prägt das Verbrechen.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Konkret 12/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Kopf-Wäsche

Die deutschen Juden können wirklich von Glück sagen, daß es sie nicht mehr gibt. Lebten sie noch und gar so, wie sie das taten, bevor die deutsche Bourgeoisie SA und SS auf sie hetzte, könnten sie jetzt einen antisemitischen Exzeß erleben, der sich gewaschen hat.

Man stelle sich vor, der Wirtschaftsminister hätte nicht Graf Lambsdorff sondern Baron Löwenstein geheißen, der Bankier Oppenheim statt Friderichs und Herr von Brauchitsch wäre ein Dr. Mendelsohn gewesen, der auf dem Bildschirm nicht wie jener den Eindruck hätte erwecken können, direkt aus dem Atelier des Arno Breker zu stammen - wäre es da nicht den Lesern der Enthüllungspresse wie Schuppen von den Augen gefallen, welchen Elementen unser schönes sauberes Land diesen Schmutz und Sumpf verdankte?

Wie schmerzhaft der Mangel an völkisch nicht einwandfreien Täterkreisen allenthalben empfunden wird, erhellt der »Spiegel« mit einem Griff in die Geschichte: »Mit Hilfe des *jüdischen Aufsteigers Bleichröder,* der zum Hauptverwalter des Reptilienfonds wurde, bestach der Kanzler Liberale und Sozialisten ... « (Bismarck wird nicht als arischer Gutsherr vorgestellt). Und Peter Glotz, der an Gottlieb Daimler und Karl Benz vorbei immer noch seiner eigenen Erfindung eines motorgetriebenen Straßenfahrzeugs nachjagt (ein besseres Beispiel für die Phobie, die den Vordenker ergreift, wenn er den Herren Marx, Engels und Lenin hinterherdenken muß, fällt mir nicht ein), hat á propos Flick den aufklärerischen Einfall, zwischen parasitärem »Finanzkapital« und volkswirtschaftlich wertvollem »Sachkapital« eine Unterscheidung zu treffen, die sich vom Zinsknechtschafts-Geschwätz der Nazis nur dadurch unterscheidet, daß sie auf die Attribute »völkisch« fürs Produktiv- und »jüdisch« fürs Finanzkapital verzichtet. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: Glotz wußte gewiß nicht, was er da tat. Wann hätte er es je gewußt?)

Da ist Glotzens Kollege Haussmann, Generalsekretär der FDP und auch nicht gerade das, was man eine Intelligenzbestie nennt, ein ganzes Stück schlauer: Wenn man unterstelle, sagte er, daß die Empfänger von Flicks Millionen sich dafür dem Konzern erkenntlich gezeigt hätten, müsse man ja annehmen, daß die Redaktionen von »Stern« und »Spiegel«, die von den Anzeigen der Industrie lebten, ebenfalls... Und das wolle doch bestimmt keiner behaupten.

Die von Haussmann angeführten Redakteure wären die Letzten. Für sie endet das Thema dort, wo Umschläge mit kleinen gebrauchten Scheinen von der Hand des Managers in die des Politikers wandern. Wie die Waschmittelreklame, von der die Hälfte der Zeitschriftenverlage lebt, fordern sie in unendlichem Ostinato *Sauberkeit, reine Westen, saubere Hände,* porentief und reingeweicht. Gilb über den, der die *Spende* nicht *sauber* verbucht, das Honorar nicht *anständig* verdient, das Schmiergeld nicht *ordentlich* versteuert hat! Solcher Sumpf, solche Fäulnis muß ausgemerzt werden. Auch von einem Krebsgeschwür war die Rede, das den gesunden Staatskörper befallen habe. Skandal!

Keinem soll der Spaß verleidet werden, den Oggersheimer Ehrenmann und seine Baggage unter den Attacken des Otto Schily schwitzen zu sehen. Doch der Unterhaltungswert der Darbietung wird von Mal zu Mal geringer, auch weil die Intelligenz zwischen den handelnden Personen zu ungleich verteilt ist. Allmählich geraten die Enthüllungen »wg.« noch langweiliger als es die Geschichten waren, die sich um den früheren Gebrauch des Kürzels »WG« rankten: Es ist alles so wie im täglichen Leben des Otto Normalverbraucher, das sich von dem des Grafen Otto durch die Nullen vorm Komma unterscheidet. Beide verkaufen sich dem Meistbietenden, Überstunden und Sonderschichten werden extra vergütet. Für Ecklohn werden 40 Stunden mehr oder weniger manueller Arbeitskraft gekauft, wer ein paar Hunderttausender ausgibt, hat Anspruch auf den ganzen Kerl, einschließlich Charakter und Gewissen und ähnlichen Accessoires des besseren Herrn.

Ein Chefredakteur des »Spiegel« beispielsweise bekommt knapp eine Million Mark pro Jahr. Mit dieser Summe hat der - Verlag auch die Gewißheit erworben, daß seinem Angestellten E. Böhme zu den Enthüllungen des Blattes der versöhnliche Schluß einfallen wird: »Ein Trost: Nicht alle deutschen Abgeordneten heißen Barzel, die deutsche Industrie heißt nicht Flick.« Die Anzeigenkunden werden es zu würdigen wissen. Oder man lese, weil dem Blödmachen keine Grenzen gesetzt sind, Böhmes Kollegen Sommer in der »Zeit«: »Überall gibt es nur dies eine Thema: die Geldgier der etablierten Parteien und die Habgier unserer Politiker... eine große Debatte über Macht und Markt sollte ein Stück geistige Führung konkret sichtbar werden lassen... In Rainer Barzels Worten von 1982: 'Es muß wieder ehrlicher zugehen in Deutschland, bescheiden und wahrhaft.'« Frau Nachbarin, Euer Fläschchen Sagrotan!

So zu tun, als wäre Helmut Kohl bislang ein selbstlos ums Gemeinwohl besorgter Volksvertreter gewesen, mit nichts im Sinn als dem größtmöglichen Glück der größtmöglichen Menschenzahl, und erst jetzt sei herausgekommen, daß er den Interessen des Kapitals dienlich geworden; als habe jedermann die FDP für eine redliche Ansammlung skrupulöser Demokraten halten können, die ihre Koalitionsentscheidungen am Wohlergehen des Volkes orientiert, und erst Lambsdorff und die sechs Horten-Millionen (oder die von Hortens Konto überwiesenen, denn bezahlt haben andere) hätten den

Verdacht erregt, daß die Partei im Auftrag tätig sei; als habe die SPD nie anderes im Schilde geführt als die in Godesberg gelobte »neue Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung« und gerate nun ganz überraschend, auweia, in den Ruch, auch den Wünschen großer Konzerne Gehör geschenkt zu haben - diese Als-ob-Aufklärung der Enthüller ist korrupter als alles von ihnen Enthüllte.

Antikorruptionismus ist immer reaktionär. Er richtet sich nie gegen die Verhältnisse, nie gegen die herrschende Klasse, sondern stets gegen Einzelpersonen und Gruppen von Individuen, auf die die Wut oder der Haß der Beherrschten abgeleitet werden kann. Er verlangt nach Repression, Polizei, eisernem Besen, öffentlichen Gelöbnissen, Strafverfolgung. Findet sich unter der inkriminierten Gruppe eine genügend große Zahl durch gleiche Hautfarbe, Religion oder sonstige Merkmale Erfaßbarer, kann ein Pogrom draus werden. Alle großen Korruptionsfälle der Weimarer Republik endeten in Orgien des Antisemitismus. Bis schließlich die deutschen Saubermänner kamen (und noch die Goldzähne aus den Totenköpfen ihrer jüdischen Opfer stahlen).

In seinen Aufwallungen gegen die Käuflichkeit reinigt sich der Bürger von dem als Schuld empfundenen Versagen, in der Welt der Waren seinen Idealen zu leben. Die *Selbstreinigung* ist natürlich wieder nur ein unerreichbares Ideal. Ihre Realität ist die Desinfizierung anderer, die stellvertretend sühnen müssen. Da der deutsche Bourgeois sich selbst um seine Juden gebracht hat, ist er jetzt auf ein paar eigene Leute angewiesen. Und so kann es nicht die Falschen treffen. Das, immerhin, ist schön.

Konkret 12/84, S. 10

Nachrichten

Vorsorge

Ein nach eigenen Aussagen »grausames Spiel« führten die Frankfurter Grünen auf, als sie mal schnell durchzählten, wie viele Bunkerplätze es im Frankfurter Raum gibt, wie lange man dort überleben könnte. und was dann zu erwarten wäre: »Aber: Nach zwei bis allerhöchstens vier Wochen ist es auch im allersichersten und durch Filter einigermaßen geschützten Bunker zu Ende. Was, wenn danach die Luft außerhalb der Bunker für die wenigen vielleicht Überlebenden chemisch, beziehungsweise radioaktiv verseucht ist? Darüber schweigen sich die Strategen der Planspiele aus: Sind für diese Menschen dann wenigstens genug Zyankali-Kapseln vorgesehen?«, fragen die grünen Strategen.

Loskauf

Reiche Salvadorianer sollen die Möglichkeit erhalten, anstelle eines zum Militärdienst einberufenen Familienmitgliedes einen von ihnen entlohnten Ersatzmann zu stellen. Dieses Verfahren, das an die Rekrutenkäufe der Feudalarmeen erinnert, will der gegenwärtige Verteidigungsminister Vides Casanova einführen. Noch ist jedoch nicht geklärt, was passiert, wenn der Ersatzmann getötet wird. Unklarheit herrscht auch über die Frage, ob man der Armee einen Soldaten spenden kann, Stillschweigen bewahrt man natürlich über die Methoden der Rekrutierung der Ersatzmänner.

Hallo Hallstein

Die DDR und die Republik Elfenbeinküste haben jetzt diplomatische Beziehungen aufgenommen. Ein entsprechendes Kommuniqué wurde in der Ständigen Vertretung der DDR bei der UNO in New York unterzeichnet. Die Elfenbeinküste ist der 132. Staat, mit dem die DDR diplomatische Beziehungen unterhält.

Alles umsonst

In Indien geht es weiter voran mit dem Bevölkerungswachstum. Die Erfolge der Familienplanung würden durch die geringe Sterblichkeit infolge medizinischer Fortschritte auf dem Subkontinent weitgehend zunichte gemacht, erklärte ein Staatssekretär aus dem indischen Gesundheitsministerium. Zwar sank die Geburtenrate in den 22 Unionsstaaten zwischen 1960 und 1982 von 47 pro Tausend auf 34 pro Tausend, doch im gleichen Zeitraum erhöhte sich die durchschnittliche Lebenserwartung in Indien von 41,9 auf 50,5 Jahre.

Ein Briefwechsel

Günther Anders am 17.9.84 an das Forvm:

Da meine Beitrage offensichtlich so unerwünscht geworden sind, daß sie mir noch nicht einmal retourniert werden - und der primus interpares des Forvm so tiefsinnig gewesen ist, mich im F als schwachsinnig zu bezeichnen, verzichte ich mit Vergnügen darauf, weiterhin als Mitglied des Beirats angeführt zu werden. Günther Anders

Günther Nenning um 10.10.84 an Günther Anders

Lieber Günter Anders,

Sie sind nicht schwachsinnig, sondern die eine oder andre Ihrer Ideen; so stand's auch im FORVM.

Bei mir ist es auch so. Ich bin nicht schwachsinnig, aber die eine oder andre meiner Ideen.

Ich gratuliere zum Adorno-Preis.

Das FORVM ist eine schlecht gemachte Zeitschrift. Vielleicht ist das alles, was noch zu sagen bleibt. Denn durch unser Grün-Engagement haben wir alle Inserate und Subventionen verloren. Dafür 10.000 Leser mit einem Schlag gewonnen.

Finanziell bedeutet dies allerdings gar nichts. Aber Finanzielles bedeutet gar nichts.

Mir weniger denn je. Ich hänge mit einer Million die ich nicht habe, im FORVM, und mit zwei Millionen, die ich nicht habe, im Volksbegehren.

So leb ich immer leichter, bald werde ich fliegen.

Menschenliebe ist auch mir lieber als Computerliebe.

Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß und sind wir gut miteinander.

Herzlichst Ihr Günther Nenning

Günther Anders um 16.10.84 an Günther Nenning:

Nein, Günther Nenning, so billig

kriegen Sie es nicht! Ihr Brief, der bereits mit der falschen (und so wiederholten) Schreibung meines Vornamens beginnt, ist so achtlos, dadurch so achtungslos, dadurch so verächtlich, daß ich nicht im Traum daran denke, Ihre (grammatikalisch falsche) Bitte: »Sind wir gut miteinander«, in der Sie das Erbetene in etwas bereits Geschehenes umfälschen, zu akzeptieren. Sie bitten mich ausschließlich deshalb darum, weil Sie keine Lust haben, meine Austrittserklärung abzudrucken. Was sollte mich, da Sie mich aus dem FORVM rausgesetzt haben, dazu veranlassen, Ihnen »gut« zu sein?

II

Ihre Erklärung, nicht mich hatten Sie mit dem Epitheton belegt, sondern nur Geschriebenes von mir, verdient genau das Eigenschaftswort, um das es hier geht. Jeder Jus-Student im ersten Semester wird Ihnen erklären können, daß Sie durch die Beleidigung eines Textes von mir mich beleidigen und daß diese Aufteilung jede Moral und jede Justiz hinfällig machen würde.

III

Ihr Zugeständnis, auch Sie hätten zuweilen »Schwachsinniges« geschrieben, soll beweisen, daß auch ich Schwachsinniges geschrieben hatte? Ganz abgesehen davon, daß der Vergleich zwischen Ihren und meinen Texten an sehr langen Haaren herbeigezogen ist - warum sollten Ihre Defekte mich dazu verführen, eigene zuzugeben? Ihr Argument ist schlicht unlogisch. Eben achtlos und achtungslos etcetera runterdiktiert.

IV

Dem folgt Ihr Gratulationsstrauß zum Adornopreis, der, da er dreizehn Monate noch diesem Ereignis eingetroffen ist, erbärmlich verwelkt ist und Zweifel daran aufkommen lassen darf und muß, ab Sie ein Recht darauf haben, sich als ein Publizist aufzuführen, der auf dem Laufenden ist. Ich bin schon längst weitergelaufen. Und Ihren Gratulationsanlaß habe ich sogar längst schon vergessen.

V

Der einzige Satz, über den wir uns einigen könnten, ist Ihr freimütiges Zugeständnis, das FORVM sei ein schlechtgemachtes Magazin, was in der Tat zutrifft, seit Sie es wieder leiten. Aber was nützt dieses Minimum an Harmonie, da Sie sich ja nicht mit einer einzigen Silbe dafür entschuldigen, daß Sie akzeptierte, sogar schon gesetzte Texte von mir weder gebracht, noch mir auf meine Bitte hin zurückgestellt haben? Ganz zu schweigen davon, daß Sie mich, den im Impressum Angeführten, nicht dazu auffordern, wieder mitzuarbeiten. Nur »gut« soll ich Ihnen eben sein. Worum eigentlich?

VI

Und warum glauben Sie eigentlich, vor einem Mann, dem Sie nur zwei oder drei Male flüchtig begegnet sind, und niemals unter vier Augen, Ihre Finanzkonfessionen ausschütten zu dürfen oder zu müssen? Wollen Sie da an mein Mitleid

appellieren? Ich habe davon eine große Portion, aber für sehr viel wichtigere Miseren. Und was soll ich mit Ihrer Prognose, bald worden Sie »leichter« als Luft hochgehen? Ist es nicht mal á propos, das jemandem mitzuteilen, den man an die Luft gesetzt hat?

VII

Was ich vor Monaten über Sie geschrieben habe, daß Sie offenbar an »puberalitis postcox« litten, ist leider eine viel zu gutmütige Diagnose gewesen. Sie sind kein Grüner geworden, sondern offenbar grün geblieben. Der Gedanke, daß gerade Sie unter den hiesigen Grünen das große Geweih tragen, das macht mich tief erröten.

VIII

Sie bitten mich darum, meinem Herzen einen Stoß zu versetzen. Das tue ich hiermit und verlange, daß Sie meine Austrittserklärung wortwörtlich im FORVM veröffentlichen. Wenn Sie das nicht tun, beweisen Sie damit, daß das FORVM kein öffentliches Forum ist, sondern das Privatgrundstück Ihrer Eitelkeit.

Günther Anders

Alter Geist

Die Sprache verrät das Denken: erst jetzt ist ein Brief publik geworden, den der BRD-Botschafter in Ankara, Oncken, am 18. Juli 1980 - also zwei Monate vor dem Putsch der Obristen - an das Auswärtige Amt nach Bonn schickte. Dieser Bericht ist getragen von rassischen und nationalen Vorurteilen gegen die türkische Bevölkerung - die »Neigung zu Gewalttaten« sei »ein fester Bestandteil des hiesigen Nationalcharakters«, es gebe »tiefsitzende Aggressionsinstinkte« in der türkischen Bevölkerung - und von Vorwürfen gegen »türkische Demokraten und westliche Philanthropen«, die Helfer bei der »systematischen Desinformation der westlichen Öffentlichkeit« seien. Der Bericht gipfelt in der Aussage: »Wenn bei der stark verfahrenen Situation und bei der deprimierenden Verantwortungslosigkeit nur zu vieler hiesiger Politiker die Anwendung gewissermaßen chirurgischer Methoden nicht tunlich ist, so doch immerhin die erwähnte homöopathische Behandlung (gemeint ist »ein System der Aushilfen« d. Red.) mit dem Ziel eines weniger akut verlaufenden politischen Krankheitsbildes. Dies die Grundlinie zumindest der Botschaft, eine Linie der Mitte. Festgehalten sei dies auch, weil mehr und mehr Türken zu Recht oder Unrecht ein stärker werdendes Interesse der Militärs vermuten, wobei diesem bei vielen türkischen Beobachtern zugute kommt, daß es gegen Links und gegen Rechts fest zugegriffen hat. Daß freilich auch ein Zugriff der Militärs außenpolitische Probleme mit sich bringen würde, sei bereits heute registriert... Für alle Fälle halte ich gleichwohl fest, daß zumindest die Spitze der Streitkräfte in ihrer Orientierung traditionsmäßig in der Mitte steht.« Mäßig.

Tote fehlen

Der Stadtrat von Osthofen in Rheinland-Pfalz hat die Forderung von Antifaschisten zurückgewiesen, das dort gelegene ehemalige Konzentrationslager unter Denkmalschutz zu stellen und zu einer Gedenkstätte für die Opfer der Nazi-Diktatur auszugestalten. Zur Begründung wird angeführt, daß in diesem KZ niemand zu Tode gekommen sei. Das KZ Osthofen, das von der Schriftstellerin Anna Seghers in ihrem Roman »Das siebte Kreuz« literarisch verewigt wurde, war 1933 von den Nazis eingerichtet worden, »um verwilderte Marxisten zu anständigen Menschen zu erziehen.«

Enttarnt

Wie rührig sich der Verfassungsschutz um die Studenten kümmert, beweisen Ereignisse in Regensburg. Im August nahm ein Herr Peter Petersen vom Bayrischen Innenministerium Kontakt zu einer Studentin, auf, plaudert ein wenig, sucht um Informationen über Friedensbewegung, Hochschulpolitik und Studentenvertretung nach. Mitte Oktober soll es zu einem Treffen der Studentin mit Peter Petersen am Domplatz kommen. Die Studentin kommt nicht allein. Rund um den Platz sind Studienkollegen mit Teleobjektiven plaziert. Petersen riecht den Braten, verläßt den Domplatz, versucht einem Studenten die Kamera zu entreißen und ward nicht mehr gesehen.

2.114

Von 1958 bis 1983 sind nach Angaben des Internationalen Friedensforschungsinstituts in Stockholm (SIPRI) 2.114 Satelliten gestartet worden, die militärisch nutzbar sind. 40 Prozent aller Satelliten würden zur optischen Erkennung potentieller gegnerischer militärischer Objekte benutzt, gab SIPRI an.

Die anderen würden zur Vorwarnung, Kommunikation, Navigation und Wetterbeobachtung verwendet.

Blitzkrieg

»Johannesburg (dpa) - Viel Beifall und Anerkennung sowohl durch das - vorwiegend deutschsprachige - Publikum wie durch die südafrikanischen Zeitungen begleiteten den Start einer Südafrika-Tournee des deutschsprachigen Gesangsstars Heino und seiner Frau Hannelore. 'Im Blitzkrieg das Publikum erobert', konstatierte die Zeitung 'Rand Daily Mail' und benutzte in ihrem Bericht in englischer Sprache außer Blitzkrieg auch das deutsche Wort Gemütlichkeit. 'The Star' schrieb: 'Heino ist ein Folksänger in der wahren Bedeutung des Wortes. Er singt für jeden einzelnen, nicht für die gesichterlose Masse.' 'The Citizen' schrieb von einem 'erstaunlich starken Charisma' des deutschen Barden. 'Heino und Hannelore dürften keine Schwierigkeiten haben, vor ausverkauften Sälen zu singen', hieß es an anderer Stelle. «

Irrtum

Die »Verstrickung« der USA in den Vietnam-Krieg beruht nach Ansicht des pensionierten US-Admirals James B. Stockdale - 1965 über Nordvietnam abgeschossen, 1973 freigelassen, später reichlich ausgezeichnet - auf einem Irrtum.

Der angebliche zweite Angriff auf US-Kriegsschiffe im Golf von Tonkin am 4.8.1964, der den Anlaß für das dann massive Eingreifen der USA in den Krieg gegeben hatte, war nach Überzeugung Stockdales lediglich ein falscher Alarm. Das schreibt der Krieger in seinen Memoiren, die unter dem feinen Titel »In Love and War« in den USA erschienen sind. Den Admiral kümmert es jedoch nicht, ob dieser Fehlalarm nicht vielleicht doch politisch gewollt war. Denn Stockdale ist weiterhin der Überzeugung, daß angesichts der angespannten Situation im Golf von Tonkin ein Waffengang wohl ohnehin bevorstand.

Seiner Ansicht nach wäre es jedoch wichtig gewesen, aufgrund rechtlich haltbarer Gründe in den Krieg einzutreten. »Es schien mir ein schlechtes Omen zu sein, daß wir anscheinend unter der Herrschaft einer gedankenlosen Bürokratie in Washington standen, die so töricht war, ihre eigene Legitimation unabhängig vom Beweismaterial zu schaffen.«

Kujau

»Fund oder Fälschung?« rätselte der »Spiegel« noch, als der »Stern« mit den Hitler/Kujau-Tagebüchern herauskam, und mokierte sich über die »merkwürdige Suggestion, die das Hitler-Thema auf die Verlagsmanager und Stern-Oberen ausübt.« Drei Monate zuvor - im Februar 83 - war der »Spiegel« selbst fündig geworden und hatte, der Suggestion des Themas erliegend, ebenfalls Hitler-Ware präsentiert. Weniger knüllerlüstern, weniger großmäulig selbstredend. Denn diesmal führten Kulturredakteure Regie. Also keine eilig einberufene Pressekonferenz, kein vorab gefertigtes Video, keine internationalen Gutachter. Nicht einmal der Anspruch, die (Kunst-)Geschichtsbücher des Jahrhunderts seien neu zu schreiben. Vorgestellt wurde schlicht (dennoch alle Warnzeichen mißachtend) ein Anstreicher als »Künstler Hitler«. Mit Arbeiten, die der »texanische Sammler von Hitler-Kunst« Billy F. Price (schon der Name hätte geboten, das Material besonders zu prüfen) beschafft haben wollte. Darunter »Raritäten« wie der Plakatentwurf eines »unaufhaltsam« marschierenden Hakenkreuzes, die getreue Studie von »Pummelchen Eva Braun nackt« und das Plagiat! einer Käthe-Kollwitz-Graphik. Zu besichtigen seien »neben den längst bekannten auch viele wenig und bisher nicht bekannte Werke,« so der »Spiegel«: »Adolf Hitler hat sie gezeichnet und gemalt.« Eben nicht. Das jedenfalls bestätigt ein Untersuchungsbericht, den das Bundesamt für Materialprüfung und der Fachverband deutscher Restauratoren soeben vorgelegt haben. Danach konnte die mit einer Spezialtinte lange unentdeckt gebliebene Signatur verschiedener Bilder jetzt in einem aufwendigen Verfahren sichtbar gemacht werden. Deutlich erkennbar der Name *Kujau.*

Konkret 12/84, S. 14

Die moralisch gewendete Geisterbahn

Die sozialistischen Mißwirtschaftler sind abgelöst, in Bonn regieren die Männer des freien Markts. Es herrschen wieder die alten lügenden: Wahrheitsliebe, Disziplin, Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit. Den Preis bestimmen Angebot und Nachfrage

Helmut Kohl, dieser unser Kanzler, politisches Ziehkind des durch Arisierung einer Präservativ-Fabrik zu Reichtum gekommenen Pegulan-Herstellers Fritz Ries, ist reichlich verdächtig, durch finanzielle Intervention des Hauses Flick an den Parteivorsitz der CDU gelangt zu sein. Überführt ist Kohl der Annahme von 565.000 Mark aus der Flick-Kasse.

Philipp Jenninger, CDU, Präsident des Bundestags, wird in Akten des Bundesnachrichtendiensts (BND) als »Sonderverbindung« geführt. Gehört zum engsten Verteilerkreis des CDU/CSU-Geheimdienstdossiers »Stauffenberg-Dienst«.

Richard von Weizsäcker, Bundespräsident, taucht in den Flick-Akten im Zusammenhang mit einer Spende von 50.000 Mark auf. Als früherer Manager der Firma Boehringer gehört er zu den Verantwortlichen für die Dioxin-Verseuchungen in Hamburg.

Reiner Barzel, ehemaliger Minister, Fraktionschef, Kanzlerkandidat, Parteivorsitzender und Bundestagspräsident, kassierte für seinen Verzicht auf den Parteivorsitz zugunsten von Helmut Kohl insgesamt 1,6 Millionen Flick-Mark. War noch im Frühjahr ausweislich einer »Welt«-Überschrift der »Inbegriff der Würde«. (Würde, sagt Karl Kraus,- ist die konditionale Form von dem, was einer ist.)

Richard Stücklen, CSU, Vizepräsident des Bundestages und »Arschloch, mit Verlaub«, besorgte für ein ihm wirtschaftlich verbundenes Ingenieur-Büro hochdotierte Gutachten-Aufträge des Bundestags.

Franz Josef Strauß, CSU, hatte mit fast allen Korruptionsskandalen in der BRD-Geschichte von Onkel Aloys über HS 30 bis Lockheed im Wortsinne nichts zu tun. Steht bei Flick mit mehr als 1, 1 Millionen Mark. »wg. Strauß« in den Akten.

Friedrich Zimmermann, CSU, Bundesminister des Innern (Polizei, Verfassungsschutz), darf »Old Schwurhand« genannt werden, weil er im bayerischen Spielbanken-Prozeß einen Meineid geleistet hat. Eine Gefängnisstrafe blieb Zimmermann erspart, weil er zu erklären vermochte, er habe wegen eines Medikamentes an Blut-Unterzuckerung gelitten und deshalb bei seiner Aussage nicht alle Tassen im Schrank gehabt. War ähnlich wie Barzel als »anwaltlicher Berater« für Flick tätig. Hat 80.000 Mark Spenden kassiert.

Otto Wiesheu, Ex-Generalsekretär der CSU und Helldriver, fuhr in schwer betrunkenem Zustand einen polnischen Rentner tot. Will dennoch Abgeordneter des Bayerischen Landtags bleiben, weil er hofft, die Gefängnisstrafe der ersten Instanz in der Berufung mit Gutachter-Hilfe auf eine Strafe mit Bewährung oder gegen Cash reduzieren zu können. Die Wetten im Münchner Landtag stehen 3:1 für ihn.

Jürgen Möllemann, Staatsminister im Auswärtigen Amt, wurde als FDP-Abgeordneter von Flick mit monatlich 5.000 Mark alimentiert. Klagte -gegen die Behauptung, er habe sein Ministeramt mit privaten Geschäften verquickt, und legte als Beweismittel einen Vertrag vor, dessen Unterschrift und Datumszeile von zweierlei Schreibwerkzeugen stammten. Die Bonner Justiz empfahl dem Hobby-Fallschirmspringer deshalb, die Reißleine zu ziehen und sich mit den »Verleumdern« zu vergleichen. Möllemann tat es.

Oskar Schneider, CSU, Wohnungsbauminister, wird von der Steuerfahndung gedrängt, Auskunft über einen Betrag von 1,7 Millionen Mark zu geben, als dessen Empfänger er in Unterlagen des Grundig-Konzerns genannt ist.

Otto Graf Lambsdorff, Ex-Wirtschaftsminister, wird im Kassenbuch der Firma Flick mit 3,75 Millionen Mark »wg. Lambsdorff« geführt. Die Zentralfigur der »Bonner Wende« ist inzwischen wegen Bestechlichkeit angeklagt und erwartet ein Verfahren wegen Steuerhinterziehung.

Hans Friderichs, FDP, Vorgänger von Lambsdorff als Wirtschaftsminister, Intimus von Helmut Kohl und Vorstandssprecher der Dresdner Bank, steht bei Flick mit 272.962 Mark »wg. Friderichs« zu Buche, hat außerdem Sachleistungen bezogen (beispielsweise einen Wochenend-Flug übers Mittelmeer im Firmen-Jet von Flick). Friderichs muß sich vor Gericht wegen Bestechlichkeit und Steuerhinterziehung verantworten.

Alfred Dregger, Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU, kommt in Flicks Buchhaltung mit 90.000 Mark »wg. Dregger« vor.

Reinhold Kreile, CSU-Schatzmeister und MdB, NachlaßverwaIter des Pegulan-Ariers, Kohl-Förderers und Biedenkopf-Schwiegervaters Fritz Ries, hat als Finanzfachmann seiner Fraktion in der Flick-Steuersache Beamte des Finanzministeriums konfirmiert. Steht bei Flick auf der Pay-roll.

Hans-Dietrich Genscher, FDP-Vorsitzender, Vizekanzler und Außenminister, steht »wg. Genscher« mit 1, 1 Millionen Mark in Flicks Ausgabenheft. Hatte als Vizekanzler der Regierung Schmidt zugesagt, die Steuerbefreiung für 1,9 Milliarden aus Flicks Daimler-Verkauf im Bundesfinanzministerium zu fördern: Er kannte ein »Packende« beim zuständigen Unterabteilungsleiter Uelner.

Martin Bangemann, Wirtschaftsminister und designierter FDP-Chef, war als Rechtsberater, Aufsichtsratsvorsitzender und Gesellschafter der Reutlinger Firma »informbau« Mitte der siebziger Jahre an einem 6-Millionen-Mark-Konkurs beteiligt.

Christian Schwarz-Schilling, CDU, Bundespostminister, profitiert privat an den von ihm betriebenen Milliarden-Investitionen fürs Kabelfernsehen. Das familieneigene Unternehmen, die Accumulatorenfabrik Sonnenschein, deren Geschäftsführer Schwarz-Schilling bis zum Antritt des Ministeramts war, gehört inzwischen zu den größten Zulieferern der Bundespost.

Eugen Gerstenmeier, CDU, ExBundestagspräsident, beantragte und erhielt 192.000 Mark Wiedergutmachung, weil er als Randfigur des 20. Juli bei den Nazis nicht habe Professor werden können.

Helmut Schmidt, Vorgänger von Kohl und Mitherausgeber der »Zeit«, ließ sich sein Hamburger Haus von der gemeinnützigen »Neuen Heimat« zum Festpreis von 280.000 Mark umbauen - inklusive Sauna und Hausbar. Den Gewerkschaftskonzern hat der Umbau rund das Doppelte gekostet.

Manfred Lahnstein, Schmidts Freund und Finanzminister, hat sich um die Förderung des demokratischen Sozialismus so verdient gemacht, daß er in den Flick-Akten »wg. Lahnstein« vorkommt und nach der Wende, postwendend, beim Medienkonzern Bertelsmann als Vorstandsmitglied mit jährlich 1,1 Millionen Mark belohnt wird.

Helmut Kohl, Ehemann, ist der Unterschlagung einer Sendung »russischer Marmelade« (Kaviar) überführt, die ihm Flick-Gehilfe von Brauchitsch fürs eheliche Abendmahl mit Frau Hannelore zugesteckt hatte. Weil Helmut die Feinkost außerhäuslich konsumierie, mußte von Brauchitsch für Frau Hannelore eine zweite Lieferung besorgen.

Konkret 12/84, S. 22

Michael Schilling

Null Bock auf Nicaragua?

Ist die sandinistische Revolution noch zu retten? Wer kann sie retten? Wer will sie retten? Oder bereitet sich die Abteilung kritische Solidarität insgeheim schon darauf vor, am Grab einen eindrucksvollen Auftritt hinzulegen?

Die Comandantes von Managua machen es einem aber auch schwer: Sie tun nichts, was einer »Spiegel«-Reporterin Äußerungen von Sympathie erleichtern könnte; fast abweisend verhalten sie sich zu den Plänen, die ein Westberliner Schriftstellerverbandssprecher für die Verbesserung der Welt aufgeschrieben hat; und selbst die flehentliche Warnung eines grünroten Kommentators, die sandinistische Revolution drohe »ihr menschenfreundliches Antlitz zu verlieren«, schlagen sie in den Wind.

Irgendwie scheinen die »neuen neun Somozas«, wie die »FAZ« die Comandantes nennt, sich mehr für die täglichen Flüge von US-Aufklärern, die Mobilisierung der 193. Brigade der US-Armee in Panama und die Verlegung der 82. Luftlandebrigade von Fort Bragg, North Carolina, nach Honduras zu interessieren als für die Ratschläge unserer Besten. Hat nicht der »Tagesschau«-Reporter von »hysterischer Invasionsangst« berichtet, hat nicht die »Neue Zürcher Zeitung« einen »Waffenrausch der Sandinisten« beobachtet? Es sieht ganz danach aus, als würde auch diese Revolution wieder eine herbe Enttäuschung.

Aber vielleicht ist, wenn dieser Artikel erst gedruckt und die Zeitschrift ausgeliefert ist, solche Sorge längst obsolet. Und daß unsere Menschenfreunde mit der nach Invasionen fälligen Wut & Trauer »umzugehen«, das heißt: fertig zu werden gelernt haben, wissen wir, seit die 82. Luftlandebrigade von Fort Bragg, North Carolina, nach Georgetown, Grenada, übersetzte. (Grenada, Grenada ... war das nicht das Ding mit dem Bischof, den die eigenen Leute umgebracht haben?) Vielleicht wird dann der genannte Schriftstellerverbandssprecher die historische Ablage ordnen: »Das Vertrackte ist, daß die einander ausschließenden Feindbilder beider Seiten tatsächlich 'stimmten': selbst der CIA machte keinen Hehl daraus, daß die von ihm finanzierten Todesschwadronen foltern und morden. So wie umgekehrt die Sandinisten offen eingestehen, daß sie schwerwiegende Fehler begangen haben: 'Es gibt kaum einen Fehler, den wir nicht gemacht haben', sagte uns ein Mitglied der Regierungsjunta.« Aber nein, das wird er nicht schreiben, denn das hat er - in der »Frankfurter Rundschau« vom 18. August 84 - schon geschrieben. Er ist ein aufgewecktes Kerlchen und hat seinen Beitrag rechtzeitig geleistet.

Was aber, wenn die ersehnte verfluchte Wetten-daß-Invasion ausbleibt, weil das Volk von Nicaragua rechtzeitig (und von wem!) bewaffnet wurde, der deshalb erforderliche Genozid also zu teuer schien? Was, wenn Seeblockaden, Überflüge, Mobilisierungen nur dazu gedacht wären, die Nicaraguaner am Gewehr und von der Arbeit in Fabriken und auf Kaffeeplantagen fern zu halten, bis die Wirtschaft des Landes kollabiert, die Menschen nach Brot schreien, ihre Lage nicht mehr ertragen und die, die sie dort hingebracht zu haben scheinen, anklagen? Was, wenn die Comandantes die Konterrevolution dann nur noch mit Polizei- und Militärgewalt, mit Ausgehverboten, Zensur, Dienstpflicht aufhalten können? Schon jetzt assoziiert der Schriftstellerverbandssprecher zu den Sandinisten Begriffe wie »totalitäre Denkstrukturen«, »Stalin«, »verlogene Dialektik« und zu ihren Helfern das Wort »bedingungslose Solidarität«. **(Nicht** mal Bedingungen soll ein Westberliner Schriftstellerverbandssprecher den Sandinisten dafür stellen dürfen, daß er in der »Frankfurter Rundschau« gut über sie schreibt, man denke! Haben wir dafür einen der Comandantes bei uns in Westberlin studieren lassen?)

Nicaragua zählt etwa so viele Einwohner wie eine größere Stadt des Mittleren Westens der USA. An Mitteln mangelt es also nicht ' das kleine Land im Süden zu bekämpfen. Und erst recht nicht am Willen-. Ein sozialistisches Nicaragua, das ist nicht nur die Meinung der Reagan-Administration, das war auch die Ansicht des »Gegen«-

Kandidaten Mondale, sei nicht hinzunehmen. Wer könnte es da retten?

Ein wohlmeinender Kommentator der linksliberalen »Tageszeitung« will »Nicaragua aus den Daumenschrauben der Ost/West-Spannungen befreien«; nur »eine relevante Unterstützung Westeuropas für Nicaragua« könne »die notwendige Entlastung bringen«; da mit den Regierungen »der BRD, Großbritanniens, Italiens usw.« nicht zu rechnen sei, müßten wir »jetzt alle in Frage kommenden politischen, kulturellen und religiösen Strömungen für eine Solidarität mit Nicaragua zusammenbringen«; wir dürften »uns nicht zu fein sein, auch die Teile der Sozialdemokratie und Gewerkschaften beim Wort zu nehmen versuchen, die noch zu einer differenzierten Betrachtung der Lage in Zentralamerika fähig sind«.

Der Appell rührt so an, daß Einwände als eitles Kritikastertum erscheinen. Darf dennoch gefragt werden, welchen Inhalts die »differenzierten Betrachtungen« der genannten politischen, religiösen und kulturellen Störungen sind? Und ob wir nicht gerade bei ihnen jene Bedingungssteller wiederfinden, die die Sandinisten den sozialdemokratischen Gang lehren wollen? Träumen sie nicht alle den Traum von einer Schuchardt/Schily/Willy-Revolution mit dem menschlichen Antlitz des Mario Soares? Gäbe es heute noch ein sandinistisches Nicaragua, wenn die Comandantes auf die wirtschaftliche, militärische und politische Hilfe der bekannten »Strömungen« gebaut hätten? Hat Wischnewski auch nur einen Hubschrauber geschickt?

Haben die Grünen die Hälfte von den 40 Millionen, auf denen sie hocken, nach Nicaragua überwiesen - zum Ausgleich für die gesperrte Bonner Wirtschaftshilfe?

»Wenn es wahr ist«, schreibt der nette Kommentator, »daß sich echter Friedenswille vor allem gegen die alles beherrschende Logik der Blöcke richten muß, wenn es zutrifft, daß es keinen Frieden geben kann, wenn nicht die Ausbeutung der Dritten Welt durch die Erste aufhört, dann müssen wir uns jetzt wie nie zuvor engagieren, weil sich alle diese Probleme an der Zukunft Nicaraguas brechen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Nur noch einen kleinen Augenblick - weil es halt nicht wahr ist, sondern eine aufs antikommunistische Publikum schielende Lüge, daß die sandinistische Revolution ein Opfer der Ost/West-Konfrontation werde. In Wahrheit war sie nur möglich, weil seit den Tagen der Monroe-Doktrin etwas geschehen ist, das die Ausübung des US-Herrschaftsanspruchs über Mittel- und Südamerika spürbar behindert. Wer errät es?

Nichts gegen profunde Kritik an der Politik der Sowjetunion und ihrer Verbündeten, aber alles gegen den zwanghaften Reflex, ausgerechnet jene Gruppe von Staaten, die den Revolutionären in Managua mit Geld, geldwerten Leistungen und Waffen tatsächlich hilft, auf die Anklagebank zu zerren. Nicaragua ist nicht in Gefahr, ein Opfer der »Blocklogik« zu werden. Die Täter sitzen in Washington und in New Yorks Wall Street. Wer sie anderswo sucht, landet im Fahrwasser jenes Westberliner Schriftstellerverbandssprechers und redet wie ein Buch: »Es gibt zwei Versionen der Ereignisse, eine linke und eine rechte; beide sind falsch, und die Wahrheit über Nicaragua liegt auch nicht einfach in der Mitte ... « Sondern mehr so zwischendrin, irgendwo, aber da reden wir noch drüber, wenn alles vorbei ist, nach dem Krieg, um drei, im Zwiebelfisch.

Konkret 12/84, S. 24

Karl Pawek

Beinharte Monumentalität

Cimitero Monumentale in Mailand: 1866 geweiht, wurde der Friedhof bald zu klein. Daher richtete die Stadtverwaltung 1895 einen neuen ein. Der Cimitero Monumentale war von diesem Zeitpunkt an ausschließlich für Familiengräber von größerer Aufmachung und dauernder Belegung reserviert: Klassenverhältnisse über den Tod hinaus. Baedecker 1908: »200.000 Quadratmeter groß, von Säulenhallen umgeben, der glänzendste Friedhof Italiens. Die Grabmäler bilden ein wahres Museum der neueren mailändischen Bildhauerkunst.«

Die Emanzipation des Bürgertums: statt des Engels oder der Heiligen Familie wacht es selbst über seinen Gräbern. Sie symbolisieren den Willen zur Macht: Aufrechterhaltung der Ordnung über den Tod hinaus. Der Bürger ahnt seine Nichtigkeit und läßt sich Monumente für die Ewigkeit erbauen. Die Plastiken wurden noch zu Lebzeiten bestellt.

Je sinnloser die eigene Existenz empfunden wird, desto stärker ist die Suche nach Erhabenheit in der Antike. Denkmäler wurden gesetzt für Verdienstvolle. Der Kapitalist muß sich sein eigenes Denkmal setzen, schließlich hat er nur für sich selbst verdient.

THE SHOW GOES ON

Zur gleichen Zeit wurde das Volk in Massengräbern bestattet: fünf Särge übereinander auf fünf Jahre. Danach wurden die Reste wieder ausgegraben und Platz geschaffen für neue Leichen.

Wegmann-Ercolani (»Über Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart«, Zürich 1874) schilderte die Verhältnisse auf dem Armenfriedhof von Neapel: Da seien jeweils gegen Sonnenuntergang die Leichenträger mit ihren Lasten gekommen, die Toten in gemieteten Särgen und vielfach so roh und nachlässig behandelt, daß sie gelegentlich sogar auf offener Straße herausgefallen seien. Auf dem Friedhof habe es große Gruben gegeben, je eine für die Ernte eines jeden Tages im Jahr, also insgesamt 366. Dahinein sei alles geworfen worden, was man an einem Abend aus der Stadt gebracht habe. Ohne Sarg natürlich, die Leichen vielfach auch nur halb bekleidet oder meist sogar nackt. Die Gruben seien mit Quadersteinen bedeckt gewesen und ohne Schmuck. Nach einem Jahr habe man wieder von vorn angefangen. Die alten Gruben seien geöffnet worden, und auf die halbverwesten alten Leichen habe man die neuen geworfen: »Der dabei entstehende Ton ist das Entsetzlichste, was man sich denken kann, denn die Leichen der letzten Jahrgänge bilden eine weiche, schwammige, schmierige Masse, und das Hineinfallen der neuen hinzukommenden Leichname bringt einen dumpfen Ton hervor, wie wenn man von oben etwas Flaches auf eine Wasserfläche schleudert.«

Die Toten sind nicht mehr besondere Wesen oder zum Austausch geeignete Partner, und das macht man ihnen deutlich, indem man sie mehr und mehr aus der Gruppe der Lebenden verbannt: von der häuslichen Intimität zum Friedhof (ein erster Sammelplatz noch im Herzen des Dorfes oder der Stadt), dann mehr und mehr aus dem Zentrum an die Peripherie verdrängt (ein erstes Getto als Vorwegnahme aller künftigen Gettos) und schließlich ein Nirgendwo, wie in den neuen Städten oder den gegenwärtigen Metropolen, in denen für die Toten nichts vorgesehen ist, weder im physischen noch im geistigen Raum.

Wir aber wissen, was diese unauffindbaren Orte bedeuten, denn wenn die Fabrik nicht mehr existiert, so ist die Arbeit überall - wenn das Gefängnis nicht mehr existiert, so gibt es überall im gesellschaftlichen Zeit/Raum Zwangsverwahrung und Einschließung - wenn die Anstalten nicht mehr existieren so hat sich die psychische und therapeutische Kontrolle generalisiert und zum Gemeinplatz erhoben - wenn die Schule nicht mehr existiert, so sind alle Fasern des gesellschaftlichen Prozesses von Disziplin und pädagogischer Formierung durchtränkt - wenn das Kapital nicht mehr existiert (noch seine marxistische Kritik), so ist das Wertgesetz in eine Selbstverwaltung des Überlebens in all seinen Formen übergegangen, etc., etc. Wenn der Friedhof nicht mehr existiert, so deshalb, weil die modernen Städte im Ganzen diese Funktion übernommen haben: sie sind tote Städte und Städte des Todes. Und wenn die große, operationale Metropole die vollendete Form einer ganzen Kultur ist, so ist die unsere ganz einfach eine Kultur des Todes.

Gegenwärtig, wo die »Sozialbauwohnungen« die Gestalt von Friedhöfen annehmen, werden die Friedhöfe normalerweise zu Immobilien-Objekten. Umgekehrt ist bewundernswert, daß in den amerikanischen Metropolen und manchmal auch in Frankreich die traditionellen Friedhöfe die einzigen grünen oder freien Flächen im Getto der Städte sind. Daß der Raum der Toten der einzig lebenswerte Platz sei, sagt viel über die Verkehrung der Werte in den modernen Nekropolen. In Chicago spielen dort die Kinder, Radfahrer fahren herum, und die Liebenden umarmen sich. Welcher Architekt wagte es, sich durch diese Wahrheit des gegenwärtigen städtischen Dispositivs inspirieren zu lassen, um eine Stadt ausgehend von Friedhöfen,

unbebauten Gebieten und »verbotenen« Räumen zu entwerfen. Das wäre in der Tat der Tod der Architektur.

Jean Baudrillard: Der Tod tanzt aus der Reihe, Merve Verlag, Berlin

---

Text Karl Pawek, Fotos Angela Pawek

Konkret 12/84, S. 28

Ulrich Schneider, Wolfram König

Sprengstoff im Trinkwasser

Das Trinkwasser in Hessisch-Lichtenau und die deutsche Geschichte

In der nordhessischen Kleinstadt Hessisch-Lichtenau im Werra-Meißner-Kreis ist Trinkwasser ein besonders wertvolles Gut. Die Bürger dieser Gemeinde bezahlen für den Kubikmeter Frischwasser drei deutsche Mark. Dabei handelt es sich bei dieser Region nahe der DDR-Grenze um ein außerordentlich wasserreiches Gebiet. Selbst im Vergleich zum Wasserpreis in Großstädten (z. B. Hamburg 1, 12 Mark, Frankfurt 2,15 Mark) ist dieser Betrag sehr hoch. Doch das Grundwasserreservoir, aus dem die Stadt Hessisch-Lichtenau und ihre Nachbargemeinde Helsa ihr Trinkwasser pumpen, ist verseucht - und die Maßnahmen zur Reinigung oder Beschaffung sauberen Wassers haben den Trinkwasserpreis in die Höhe getrieben. Bei den Stoffen, die das Wasser verunreinigen, handelt es sich um Sprengstoff. Chemiker haben die Stoffe nachgewiesen, die auch zum Füllen von Bomben und Minen verwendet werden - Reste des Sprengstoffs Trinitrotoluol (TNT). Dieser wurde im Wald oberhalb der beiden Gemeinden von 1938 bis 1945 hergestellt und verfüllt. Das Werk Hessisch-Lichtenau war eines der großen Sprengstoffwerke im Deutschen Reich.

Die ehemalige Munitionsfabrik heißt heute »Industriegebiet Hirschhagen«. Das abseits der B 7 (Kassel-Eschwege) versteckt im Wald gelegene Gebiet ist nur schwer zu finden. Das alte Werksgelände hat eine Ausdehnung von etwa drei Quadratkilometern. Im unübersichtlichen Waldgebiet waren einst 400 Bunkergebäude verborgen. Davon sind noch etwa die Hälfte vollständig erhalten, teils in ihrem ursprünglichen, durch Dachbegrünung getarnten, Zustand, teils auch reichlich umgebaut.

Ein Gang durchs Industriegebiet Hirschhagen ist immer ein kleines Abenteuer. Zwischen leerstehenden und gesprengten Bunkeranlagen wohnt man oder betreibt mittelständisches Gewerbe. Trotzdem ist es stets verdächtig ruhig - und um diese Ruhe im Wald ist man sehr besorgt. Der Bürgermeister von Hessisch-Lichtenau, Ingo Geisler, macht sich Sorgen um den guten Ruf der Gemeinde. Daß die alten und neuen Umweltvergiftungen im ehemaligen Werk jetzt öffentlich werden, schade der Stadt und ihren Bürgern. Den meisten wäre es auch lieb weiterhin Gras über die »schicksalhafte Geschichte« der Stadt Hessisch-Lichtenau wachsen zu lassen.

Das »Schicksal« ist mit Hilfe einer eiskalt ausgeklügelten Rechtskonstruktion über Hessisch-Lichtenau hereingebrochen. Der Auftrag zum Bau des »Werkes Hessisch-Lichtenau« wurde vom Oberkommando des Heeres (OKH) gegeben. Die reichseigene Montan Industriewerke GmbH kaufte das ausgesuchte Waldstück kurzerhand auf und im Jahre 1936 wurde mit dem Bau begonnen. Die Montan, die am Ende des Krieges 120 Rüstungswerke im Deutschen Reich besaß, bezahlte sämtliche zur Produktion notwendigen Anlagen, wie Gebäude, Maschinen etc. Der erfahrene Rüstungskonzern Dynamit Aktiengesellschaft (DAG) plante die Werksanlage und sollte die Produktion übernehmen. Die DAG zog es jedoch vor, speziell zur Durchführung *ihres* Beitrages zum Aufrüstungsprogramm, eine Tochterfirma mit dem unverdächtigen Namen »Gesellschaft zur Verwertung chemischer Erzeugnisse mbH« (kurz: Verwert-Chemie) zu gründen. Die Verwert-Chemie, die am Ende des Krieges 27 Werke im Deutschen Reich betrieb, pachtete das Werk Hessisch-Lichtenau und trat nach außen als produzierende Firma auf - die DAG hielt sich im Hintergrund.

Die rein rechtliche Abtrennung der offiziell produzierenden Tochterfirma von der Muttergesellschaft wurde im Zuge der nationalsozialistischen Aufrüstung für den 2. Weltkrieg praktisch von allen großen Rüstungsbetrieben vorgenommen und hat sich bis heute bestens bewährt.

Auf eine Frage der Grünen nach einem Rechtsnachfolger der Sprengstoffproduzenten antwortete die Bundesregierung am 6.4.1984: »Die Sprengstofffabrik ist seinerzeit auf Veranlassung des Deutschen Reiches von der Dynamit Nobel AG, deren Anteile heute mehrheitlich beim Flick-Konzern liegen, errichtet und anschließend an die Tochtergesellschaft, Gesellschaft zur Verwertung chemischer Erzeugnisse mbH, verpachtet und von dieser betrieben worden. Diese Firma wurde durch den Alliierten Kontrollrat liquidiert und hat keinen Rechtsnachfolger«. Eine simple, aber wirksame Rechtskonstruktion hat bewirkt, daß sich die Verursacher von Folgeschäden wie z. B. TNT-haltiges Trinkwasser quasi in Luft aufgelöst haben.

Die Werksanlagen waren Eigentum des Deutschen Reiches und gingen nach dem Krieg in den Besitz der BRD über - der Name Montan Industriewerke GmbH wurde lediglich in Industrieverwaltungsgesellschaft mbH (IVG) umgewandelt. Der Bund als Rechtsnachfolger der Fabrikbesitzer lehnt jedoch jede Verantwortung kategorisch ab: »Für Schäden, die durch private Unternehmen im 2. Weltkrieg verursacht wurden, ist im AKG (Allgemeines Kriegsfolgengesetz) eine Haftung und damit Kostentragungspflicht der Bundesrepublik Deutschland nicht vorgesehen.«

Die Inbetriebnahme des Werkes Hessisch-Lichtenau erfolgte am 1. Juni 1938. Nach zwei Jahren Bauzeit - Firmen wie Hochtief, AEG und Siemens waren dabei - wurde zunächst der TNT-Betrieb (Herstellung von Trinitrotoluol) mit dienstverpflichteten Männern und Frauen aus der näheren Umgebung aufgenommen. Schon drei Monate nach der Inbetriebnahme explodierte die erste Produktionsanlage - mindestens elf Menschen wurden getötet. Die überwiegend zur

Arbeit Gezwungenen bekamen in den Folgejahren zu spüren, daß die Arbeit in der Munitionsfabrik grausam ist. Wenn sie nicht zu den etwa 200 direkt durch Explosionen zerfetzten Personen gehörten, so mußten sie zumindest damit rechnen, durch den Kontakt mit hochgiftigen Chemikalien gesundheitlich ruiniert zu werden.

Der Arbeitskräftebedarf des kriegswichtigen Betriebes steigerte sich kontinuierlich - Anfang 1945 arbeiteten schließlich 4.400 Menschen in der Sprengstoffproduktion. Rund um das Werk wurden zu diesem Zweck neun Arbeitslager errichtet, in denen die Männer und Frauen - streng nach Nationalitäten getrennt - zusammengepfercht wurden. Der während des Krieges steigende Mangel an deutschen Arbeitskräften zwang den Rüstungsbetrieb dazu, zwangsverpflichtete Ausländer, Kriegsgefangene und zuletzt auch KZ-Häftlinge im Werk einzusetzen. In Hessisch-Lichtenau wurde Mitte 1944 ein KZ-Außenlager für 1.000 ungarische Jüdinnen eingerichtet.

Doch die Herstellung und Verfüllung von etwa 3.000 Tonnen Sprengstoff - hauptsächlich (TNT) und Trinitrophenol (Pikrinsäure) - hatte große Mengen hochsaurer, mit Nitrokörpern verseuchter Abwässer zur Folge, die in den ersten beiden Produktionsjahren sämtlichst ungeklärt in den im Tal fließenden Bach Losse eingeleitet wurden. Pflanzen und Tiere in dem braun-gelb verfärbten Wasserlauf waren binnen kürzester Zeit verschwunden - doch auch die angrenzenden Wiesen wurden vernichtet und sogar die Strommühlen im Lossetal Richtung Kassel zerfressen. Mit Hilfe von Ätzkalk versuchte man ab 1943 wenigstens einen Teil der Abwässer in einer Kläranlage zu neutralisieren. Der dabei in großen Mengen anfallende rötliche Neutralisationsschlamm wurde auf einer Halde abgelagert.

Die Sprengstoffproduktion wurde am 29.3.1945 eingestellt- vier Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner. Die Fabrikanlage wurde beschlagnahmt und unter die Vermögenskontrolle gestellt. Die US-amerikanische Militärregierung benötigte dazu fachkundiges Personal. Und wer war dazu geeigneter als die führenden Köpfe der Fabrik? So wurde beispielsweise der stellvertretende Werksleiter zum Treuhänder für das Fabrik vermögen ernannt. Der Verantwortliche für die Arbeitslager wurde Bürgermeister.

Der Umgang mit den Personen fand seine Entsprechung im Umgang mit der Werksanlage selbst. Die sollte anfänglich dem Erdboden gleichgemacht werden. Doch die Zerstörungspläne wurden bald wieder zurückgenommen. Nur ein Teil der Produktionsbunker wurde gesprengt. Bereits Ende 1946 begann - nach Absprache der deutschen und amerikanischen Behörden - die Neubesiedlung der Werksanlage mit Betrieben der sogenannten 'Friedensindustrie'.

Im Laufe der Nachkriegsjahre entwickelte sich im Versteck der ehemaligen Sprengstofffabrik eine Mischung aus Wohnbunkerlandschaft und Gewerbe-Idylle. Diese Ungestörtheit ermöglicht neben Einsamkeitsfanatikern, Bastlern und sonstigen Individualisten im besonderen Maße einigen Gewerbebetrieben ausgesprägte Selbstentfaltung. Das soll auch so sein: Der Hessische Minister für Landesentwicklung, Umwelt, Landwirtschaft und Forsten weist in einem Schreiben vom 4.6.1984 ausdrücklich darauf hin, daß »das Industriegebiet Hirschhagen vorwiegend der Unterbringung von störenden Gewerbebetrieben dient, die in den anderen Industriegebieten bzw. Gewerbegebieten der Stadt nicht untergebracht werden können«. Wer möchte schon in seiner Stadt ein Verschrottungsunternehmen haben, das ausgediente Eisenbahnwaggons unter freiem Himmel ausbrennt oder eine Chemiefirma mit undichten Behältern oder ein Marmorwerk, das bergeweise Schleifschlamm in die Landschaft kippt?

Das abgelegene Industriegebiet Hirschhagen wäre wohl kaum ins Gerede gekommen, wenn das alte Sprengstoffwerk nicht im Untergrund aktiv geblieben wäre - zumal das gesamte Gelände im Trinkwasserschutzgebiet liegt. Eine gründliche Entgiftungsaktion von Kanälen, Klärbecken und Abfallhalden wie im Schwesterwerk Allendorf bei Marburg hatte es in Hirschhagen nie gegeben. Obwohl die gleiche Aufsichtsbehörde (Regierungspräsident Kassel) für beide Werke zuständig war und ist, hatte man sich für Hirschhagen eine einfachere und viel billigere Lösung ausgedacht: Schlamm drüber!

In Absprache mit der IVG pumpte das Marmorwerk sein tonnenweise anfallendes Abfallprodukt Schleifschlamm in gesprengte Bunkeranlagen, Klärbecken und sonstige auf dem Gelände befindlichen Löcher. Neben der Zuschüttung nie entfernter Chemierückstände in den Anlagen hatte das auch einen durchaus unerwünschten Effekt: Das komplizierte Kanalsystem des Munitionswerkes wurde verstopft und damit für alle Zeiten unbrauchbar. Die für den Wasserschutz zuständigen Behörden wußten den Vorteil von Schlamm in besonderer Weise zu schätzen. Weil: man kann nämlich allerlei darunter begraben und hinterher behaupten, man wüßte nicht mehr, wo es ist.

Die etwa 100 Meter lange, mehrere Meter hohe und breite und verseuchte Klärschlammhalde aus der Sprengstoffproduktion und ein etwa 400 Kubikmeter großes Becken mit TNT-Flüssigkeitsrückständen wurden im Jahre 1963 analysiert. Die amtliche Flußüberwachungsstelle Kassel stellte fest, daß die hohe Konzentration an Nitrotoluolen das Grundwasser gefährdet - Verbrennen wäre die beste Lösung gewesen, aber auch die teuerste. Den Schlamm aber gab es umsonst. Das Marmorwerk durfte eine zentrale Schleifschlammdeponie just an der Stelle anlegen, wo die verseuchte Halde und auch der sonstige Chemie-Müll aus der Sprengstoffabrik lagerten. 1965 meldete das Wasserwirtschaftsamt Kassel: Die Halde ist weg. Seitdem gilt sie als verschollen. Auch das Becken mit den flüssigen Rückständen wurde vorerst mit Schleifschlamm aufgefüllt. Man hatte sogar eine wissenschaftliche Begründung für die Maßnahmen zur Hand: durch den relativ wasserundurchlässigen Schleifschlamm würde eine Ausspülung der Giftstoffe ins Grundwasser verhindert.

Doch so einfach ließ sich der 'Sprengstoff' nicht ruhigstellen. Im Jahre 1967 wurden die ersten Nitrobestandteile in einem Lichtenauer Trinkwasserbrunnen festgestellt. In der Folgezeit wurden bei Trinkwasseranalysen stetig steigende Nitrokonzentrationen in den Brunnen nachgewiesen. Sogar das 1973 fertiggestellte Wasserwerk am Kirschenberg auf der gegenüberliegenden Seite des Lossetals förderte nitrohaltiges Wasser - zur großen Verwunderung der Geologen. Völlig vergessen haben die Wissenschaftler bis heute, das Trinkwasser auf die wesentlich giftigere Substanz 'Pikrinsäure' zu untersuchen.

1975 erstellte das Hygiene-Institut Gelsenkirchen im Auftrag der Stadt Hessisch-Lichtenau ein Gutachten über die Gefährlichkeit von TNT-Rückständen im Trinkwasser. Es wurde betont, daß »akute, die menschliche Gesundheit bedrohende Gefahren« nicht bestünden, jedoch sei die »Frage der chronischen Toxizität offen«. Wie das Bundesgesundheitsamt 1980 feststellt, wird vermutet, daß zumindest ein Teil der analysierten Stoffe krebserregende Wirkung besitzt - jedoch lägen darüber keine »spezifischen toxikologischen , Untersuchungsergebnisse« vor. Der Grenzwert für eine noch vertretbare Konzentration wurde bei fünf Mikrogramm pro Liter festgesetzt - die Konzentration in den Brunnen betrug jedoch bis zu 33 Mikrogramm/l. Die Wasserethiker lieferten die Lösung gleich mit: das Trinkwasser sollte über eine Aktivkohlefilter-Anlage aufbereitet werden. Obwohl das Bundesgesundheitsamt im Gutachten von 1980 darauf hinwies, daß »ein derartig belastetes Rohwasser, selbst bei einer ... Aktivkohlefiltration, keine völlig befriedigende Basis für eine langfristige Versorgung darstellt«, wurde diese Symptombekämpfung als Endlösung betrachtet.

Die einzige bisher erfolgte Beseitigung von in Hirschhagen lagernden Giftstoffen fand 1977 statt. Das mit einer Mischung aus hochkonzentrierter TNT-Lösung und Schleifschlamm gefüllte Becken wurde geleert, und die Stoffe wurden auf die Sondermülldeponie Hoheneggelsen verbracht.

Von der verschütteten Klärschlamm-Halde wollte man nichts mehr wissen. Am 8.6.1983 antwortete der Hessische Sozialminister auf eine Frage der Grünen nach den Quellen der Verunreinigungen. Anstatt der Halde mußten plötzlich die Amerikaner als potentielle Verursacher herhalten. Bei der Zerstörung und Demontage des Werkes seien »möglicherweise größere Mengen flüssiger Produkte in den Untergrund versickert«. Der Hessische Minister für Arbeit, Umwelt und Soziales behauptete am 20.7.1984 gar, die hessische Landesregierung betreibe eine »Gesamtsanierung des Geländes«. In Wirklichkeit betrieb die Landesregierung spätestens seit 1980 eine Gesamt-Vertuschung. Aufgeschreckt durch den Hamburger Stoltzenberg-Skandal ließ man nämlich in Hessen in den Jahren 1979/80 eine Arbeitsgruppe sämtliche sogenannte Altlasten aus der Kampfmittelproduktion untersuchen. Das Regierungspräsidium Kassel wurde beauftragt, einen Kostenvoranschlag für eine Gesamtuntersuchung Hirschhagens zu erstellen. Eine Million Mark sollte eine umfangreiche Analyse kosten. Auch die verschollene Halde kam wieder auf den Tisch. Aber bei einer Besprechung im Umweltministerium am 19.8.81 bekam man plötzlich Angst vor den nicht kalkulierbaren Kosten der Beseitigung von auffindbaren Giftstoffen. Es wurde vorgerechnet, daß die Beseitigungskosten für eine Klärschlammhalde im Werk Allendorf auf 60 Millionen Mark geschätzt würden.

So wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit beschlossen, sämtliche weiteren Maßnahmen doch lieber abzublasen. Und man garnierte die dafür formulierte Kabinettsvorlage noch mit einer genialen Begründung: Das Land Hessen wäre gar nicht verpflichtet, irgendetwas zu unternehmen, da »die Grundeigentümer rechtlich für den Zustand und für eventuell von den Grundstücken ausgehende Gefahren verantwortlich« sind. Den größten Teil der Grundstücke aber hat die ING längst an Privatleute verkauft und die Montan-Nachfolgerin wäre glücklich, wenn sie den Rest auch noch loswerden könnte. Das möchte sie am liebsten im Rahmen des seit Jahren andauernden Rechtsstreites mit dem Land Hessen erledigen. Das Land fordert nämlich sechs Millionen Mark von der ING - als Anteil an den geschätzten 15,4 Millionen Mark für bisherige und zukünftige Maßnahmen der Trinkwasserreinigung.

Freiwillig will die IVG jedoch nur etwa vier Millionen Mark bezahlen - und davon nur 1,2 Millionen in bar. Der Rest soll in 'Naturalien' abgegolten werden in Form ihres restlichen Grundstücksbesitzes in Hirschhagen, der überwiegend aus Trümmergrundstücken und Wald besteht. Damit wäre zumindest für die IVG das nunmehr unrentable Kapitel Hirschhagen abgeschlossen.

Konkret 12/84, S. 32

Günter Amendt

Crash Test

Zur Sozialphilosophie der achtziger Jahre

Wenn Niki Lauda den Gedanken, ein Tempolimit auf Autobahnen einzuführen, als weiteren Schritt zur Verdummung der Verkehrsteilnehmer bezeichnet, dann tobt die Halle, dann jubelt das Publikum von Frank Elstners »Wetten daß ... ?«Show.

Die Dummdreistigkeit, mit der die Automobillobby zu Felde zieht, das intellektuelle Niveau der Fachleute, die sie in Expertenrunden schickt, spottet zwar jeder Beschreibung, findet aber immer den Beifall zumindest eines Teiles des zur Herstellung einer live-Atmosphäre angekarrten Studiopublikums. Dessen Akklamation ließe sich in Phoneinheiten messen, nicht meßbar dagegen sind die Wut, die Verbitterung und die Aggression, die in diesem Beifall mitschwingen.

Zu der vom Fall Barzel vorübergehend überlagerten Diskussion haben CSU-Politiker zwei scheinbar nicht zusammenhängende Beiträge geleistet, die bei genauer Betrachtung etwas von den Motiven offenlegen, die den Verlauf der Auseinandersetzung bestimmen. Zunächst bereicherte der bayrische Ministerpräsident die Diskussion um einen verkehrspsychologischen Selbstversuch, dessen Unbrauchbarkeit nicht erst der Beweisführung eines Gegengutachtens bedarf. Strauß hatte alle in der aktuellen Auseinandersetzung vorgeschlagenen Höchstgeschwindigkeitsrichtlinien auf einer Dienstfahrt ausprobiert: 30 km/h in Wohngebieten, 80 km/h auf der Landstraße und 100 km/h auf der Autobahn. Das Ergebnis war vorhersehbar: Chaos auf allen Stufen des Selbstversuches.

Dem ist mit Expertenwissen nicht beizukommen. Die Kritik an den Testbedingungen und der Testanordnung, der Hinweis, es seien Variablen vernachlässigt worden, und was sonst zu den Standards gehören mag, wie etwa Grunderkenntnisse der Verkehrspsychologie, das alles verpufft und prallt ab an der 'Philosophie', die diesem Selbstversuch zugrundeliegt.

Das einsame Experiment des bayrischen Politikers erfüllt den juristisch nicht faßbaren Tatbestand einer umgekehrten Amokfahrt, unternommen von einem Asozialen, der das Verkehrsgeschehen nicht als sozialen Vorgang, sondern als individuellen Kraftakt begreift. Kein Wunder, wenn die eigene Brut sich hinter den Zäunen weitläufiger Gärten und im Schutz nahegelegener Parks austoben und man selbst sich hinter den gepanzerten Wänden eines Dienstwagens verschanzen kann.

Eine klassische, d.h. ungebremste Amokfahrt unternahm hingegen im Oktober des vergangenen Jahres der seitdem beurlaubte CSU-Generalsekretär Otto Wiesheu. Er hatte nach Auffassung des Gerichtsmediziners vor Fahrtantritt wenigstens eineinhalb Liter Wein und zwei Pils, möglicherweise sogar zweieinhalb Liter Wein und drei Pils gekippt und zur Tatzeit den entsprechenden Alkoholgehalt im Blut.

Man liest das und denkt »verdammte Drecksau«, sagt es aber nicht, schreibt es auch nicht, weil man die juristische Auseinandersetzung mit solchen Typen scheut.

Der nach Auffassung von Prozeßbeobachtern und Prozeßteilnehmern ungewöhnliche Aufwand, den Wiesheus Verteidigung unternahm, um das Verbrechen des ehemaligen CSU-Generalsekretärs umzudeuten, einschließlich eines von der Allianz finanzierten Crash-Test, rechtfertigt diese Zurückhaltung. Es wird mit allen Mitteln gearbeitet und bearbeitet. Der Rückzug des seinerzeit schwerverletzten Beifahrers, der Verzicht auf eine Strafanzeige aus Gründen »meiner christlichen Überzeugung, zu verzeihen und zu vergeben«, wurde am Hintergrund der Bonner Bestechungsaffäre in der Öffentlichkeit mit kaum unterdrückten Ahas und Ohos bedacht.

Vielleicht verordnet man sich Zurückhaltung auch nur deshalb, weil man selbst als Verkehrsteilnehmer zu Fuß, zu Rad und zu Auto unzählige Gefahrenmomente und Beinaheunfälle gespeichert hat, wo selbst bei intensiver Selbstbefragung die Schuldfrage, wäre es zu einem Zusammenstoß gekommen, nicht zu klären ist. Erst die Veröffentlichung der Unfallautos im Falle Josef Rubinfeld /. Otto Wiesheu befreit von allen Selbstzweifeln. Was sich da im Morgengrauen eines Oktobertages auf einer bayrischen Autobahn abspielte, hat mit einer klassischen Unfallsituation nichts zu tun. Da gab es keine 'unübersichtliche Verkehrslage', da wurde keine 'Vorfahrt mißachtet', da gab es kein 'Bremsversagen' oder andere 'technische Defekte'. Da wurde ein Fiat 500 von einer Mercedes-Limousine in voller Fahrt einfach gerammt, überrollt und zusammengestaucht. Der Fahrer des Kleinwagens wurde, nach Auffassung von Gutachtern verschiedener Fachrichtungen, durch das Schiebedach auf die Straße katapultiert. Die Wucht des Aufpralls war so groß, daß sich von der Kleidung des Opfers Anschmelzspuren am Fahrersitz fanden.

Wiesheu baute seine Verteidigung auf der Behauptung auf, Rubinfeld habe sein Fahrzeug bereits vor dem Aufprall verlassen und vorschriftswidrig auf der Autobahn geparkt. Er sei nur in eine 'vorhandene Unfallsituation' hineingefahren. Dem ist das Gericht, auf Expertisen gestützt, nicht gefolgt. Ich dagegen halte Wiesheus Einlassungen für glaubwürdig. Es spielt durchaus keine Rolle in dessen Wahrnehmung, ob der Unfallgegner tatsächlich still stand oder ob sich der Motor zum Zeitpunkt des Crashs in Bewegung befand und der vierte Gang eingelegt war, wie die Sachverständigen nachwiesen.

Wer langsam fährt, fährt zu langsam. Wer zu langsam fährt, der steht. Wer steht, ist ein Hindernis. Wer nicht mitschwimmt, der wird von einem Räumkommando beiseite geschoben: Sozialdarwinismus pur. Im Sinne dieser 'Philosophie' ist auf Freispruch zu plädieren.

Konkret 12/84, S. 34

Wolfgang Weisgram

Bier

Notizen aus einem Feuchtbiotop

»Ich bitte um ein Glas Bier.
deutsches Bier!«, sagte der
Indianer in geläufigem Englisch.
Er erhielt das Bier. hob das Glas
gegen das Fensterlicht, Prüfte es
mit behaglichem Kennerblick
und trank.
» Well!, sagte er dann zum Wirt.
»Euer Bier ist gut. Der große
Manitou der weißen Männer hat
sie viele Künste gelehrt,
und das Bierbrauen ist nicht
die geringste darunter.«
Karl May, Winnetou II

Man kennt das Gefühl: ein praller, vom Gürtel nur noch pro forma zusammengehaltener Bauch, eine volle - eine bummvolle - Blase und vor sich noch ein halbes Krügel, das der Freund, in Trinklaune, bei der Wirtin bestellt hatte, bevor man es hätte verhindern können, hätte man es verhindern wollen.

*

Ein tiefer Schluck ins Glas hinein! Anders ist Bier nicht zu trinken. Was die notorischen unter den Weintrinkern in langwieriger Affektierung sich angewöhnt haben, ist am Biertisch unmöglich: Das Krügel erheben und mit leicht abgespreiztem kleinen Finger zum Mund führen, die Lippen gespitzt an den Glasrand setzen, schnüffeln nach etwaiger Blume und mit einem laut schlürfenden Geräusch den ersten kleinen Schluck über die breit gedrückte Zunge sürfeln.

Aber nicht nur der Weinbeißer hat seine Ü. Der Biertrinker führt, schnüffelt, schlürft und sürfelt zwar nicht. Aber immerhin, er rülpst. Und wenns kommt, wies kommen muß, büseln sie beide - dann versöhnt - auf der Tischplatte; der eine in biergedämpfter Seligkeit, der andere bewußtlos, gekrümmt von den Folgen aufgezuckerter Hirnhautreizer.

*

In der Gastwirtschaft Schmid, in einem jener Wiener Bezirke zwischen XIV und XVIII, in deren arithmetischer Mitte sich die einzige Brauerei der großen Stadt befindet, mit dem Ellbogen schwer auf die Tischplatte gestützt. Der Freund unterwegs, mit der Wirtin eines weiteren Krügerls wegen unterhandelnd. Man selbst sinnierend am Fenstertisch. Sinnie - weniger wegen dem Verlust an Bierkultur, als wegen dem Verlust an Prädikaten und Kasusexaktheit. Der Biertrinker ist sprechschlampig. Aber er sinniert darüber.

Wie man weiß, erhebt sich der Geschmack des Bieres über den des Weines in dem Maße, als der Wein sich vom klaren Wasser unterscheidet. Jeder kann das selbst nachprüfen; und wohl gibt es auch eine »pataphysische« Erklärung dafür.

In jüngerer Zeit allerdings haben Tendenzen sich bemerkbar gemacht, die diese Getränkeunterschiedlichkeit zu nivellieren suchen. Auf solche Unverfrorenheit trifft man zumeist in der Innenstadt. Kneipen - jawohl, Kneipen! - mit dem Erscheinungsbild von Delikatessenläden bieten Bier á la carte.

Zum Preis, der den üblichen Schankwirtlohn um ein Vielfaches übersteigt, preist der Inhaber solcher Champagnertreffs unter den Bierlokalen ein ganzes Sortiment an Trinkmöglichkeiten an. Diese vorgetäuschte Vielfältigkeit ist abgeschaut von den Weinkarten. Das ist die Perversion des Biertrinkens.

Man goutiert nicht beim Bier t Der Weintrinker wünscht - und das macht zu einem Gutteil seine Lästigkeit aus - Anbaugebiet, Säuregehalt und Jahrgang zu wissen. Der Biertrinker bestellt die Menge. Aus.

*

Des Freundes Schwächeanfall - seine kurzfristige Seidelhaftigkeit - stört den Abendablauf nur unwesentlich. Als die Wirtin eine weitere Bestellung aufzunehmen bereit ist, hat der Freund zur ursprünglichen Festigkeit zurückgefunden. Das ist die Kultur des Bieres!

Von Bierkultur zu sprechen, das meint natürlich nicht wirklich Kultur. Schon gar nicht Bierkultur. Man hat gesehen, was die Verquickung beider Begriffe gebracht hat. Kaum hat der Obmann einer sogenanten Partei das Wirtshaus entdeckt - wohlgemerkt *das* Wirtshaus, nicht eines, für sich eines - als der Genuß beim Biertrinken sich auch schon drastisch verminderte.

Das Bier ist eine zarte Pflanze, die sich dem tölpelhaften Zugriff sperrt. Wer sagt, das Bier habe - also wirklich! - einen exquisiten Geschmack, der hat schon allen möglichen Biergeschmack damit verjuxt. Begriffe wie Aroma und Bouquet sind den Kaffeeröstern und Winzern vorbehalten. Solange das Bier nicht umkippt und soweit es eine entsprechende Zeit gelagert wurde, ist der Geschmack eher Nebensache.

Wichtig, ganz wichtig hingegen ist die Glasform. Welche Idiotie, cognacschwenkerartige Krügel - Gläser, die nach einer niederländischen Pflanzenart benannt sind, die im Moment selbst dem Freund nicht einfällt - zu verwenden. Man könne, wird geblödelt, solche Gläser am Stil ergreifen, damit die darin enthaltene Flüssigkeit sich nicht erwärme. Schmafu! Was wird denn hier eigentlich getrunken? Bier muß sich im Lauf des Trinkprozesses handwärmen!

*

Jaja, ich weiß schon. Ums Bier rankt sich der Mythos einer wie immer auch tümelnden Verschlagenheit. Das aufgeklärte Bewußtsein weintrinkender Quasi-Bohéme im Verschnitt modischer Zeitgeisterei assoziiert zum Genuß einiger Maß Bier beinahe automatisch jene Stammtischausfälligkeiten, die es sich selbst nasal aber vordergründig untersagt.

Aber es stimmt schon. Das Männertümeln etwa geht Hand in Hand mit einer strikten - und merke: je strikter desto männer - Reglementierung des Biertrinkens, die intern sich als Bierkultur (eben!) aufplustert. Der Freund erzählt der Wirtin von so etwas wie »Bier-Comment« anläßlich eines sehr persönlichen Corps-Erlebnisses. Aber die Frau schüttelt ungläubig den Kopf. Sie kennt nur die Geschichte mit den süddeutschen Lokalitäten. Und sie ist ja auch nicht schlecht.

Aber seien wir ehrlich. Die Münchner Brauhäuser hätten Ärgeres noch verdient als die Ansprachen des Hitler. Ihnen widerfährt zu Recht die Verdosung. Die alloktoberliche Massenbesäufnis ist der auf den Begriff gebrachte Nürnberger Parteitag der deutschen Seele.

Der Freund, der Herkunft nach selbst nicht unwesentlich aus dieser Region stammend, erzählt der erbosten Wirtin, daß in bundesdeutschen Städten die Fama kursiere, die Tschechen könnten kein Bierbrauen. Die Wirtin kennt nur das: Es gibt kein Bier auf Hawaii. - Wie alles so schön ineinander paßt.

*

Was unter den Bieren das süddeutsche, ist unter den Weinen das sogenannte Tröpferl österreichischer Provenienz; ein in profitgieriger Eile zusammengeschwefeltes Flüssigkeitskontingent (weiß, rot, rose; egal), das, gepuscht von einer larmoyanten Winzerlobby, sehnsüchtig einer möglichen Exportierung harrt.

*

Der Freund, immer noch im Zorn über sein, das Bier betreffende Burschenschaftserlebnis, zitiert, um sie zu beruhigen, der Wirtin aus Christian Dietrich Grabbe.

Das Bier, Wirtin, ist ein ehrlicher Saft. Die Wirtin, belesen, antwortet von der Schank mit Heinz Erhardts Bier-Fragment.

War ich, wo's Bier zu trinken gab, stell ich die Frage unterwegs mir.- Wenn ich beim Bier geschäkert hab, bin ich dann wohl ein Schäksbier?

»Beinahe« sagt der Freund, das leere Glas und zwei Finger fordernd in Richtung Schank hebend, *»Frau Wirtin, beinahe«.*

Gastwirtschaften wie diese, regiert von einer Wirtin wie dieser, haben einen literarischen Anstrich, ohne auch nur im entferntesten ans Cafe Central zu erinnern. Hier verkehren auch keine Dichter. Nur poetische Akteure. Hier wird auch nicht politisiert. Man philosophiert. Und das ist ein gewaltiger Unterschied.

Mag die Politik - der Sinowatz ist Spritzertrinker, eingestandenermaßen - im Geist des Weines liegen. In dem des Bieres liegt die Philosophie.

*

Des Freundes Bierarm - bei ihm die Linke - wird müde und schwer. Aber der Wirtin Umsicht registriert den kleinen Schwächeanfall sofort, und sie bringt unaufgefordert zwei weitere Gläser. Eines stößt der Freund in zügigen, weitausholenden Schlucken in sich hinein.

Wie wohltuend sich das unterscheidet von dem einmal gemachten Versuch, das vom ehemaligen amerikanischen Präsidentenbruder so hoch gelobte Bier zu verkosten!

Da war ein Ring hochzuziehen gewesen, an dem sich eine Metallasche befunden hatte. (Kein Vergleich freilich zu den früheren Schwechaterverschlüssen). Kaum spürte man, daß die Lasche sich zu lösen begonnen hatte, als auch schon in weitem Strahl weißverschäumte Flüssigkeit herausspritzte und die Dose bereits zur Hälfte leerte.

Die im Dosenboden angebrachte dreieckige Öffnung war lebensgefährlich. Bier mit Blut mischt sich schlecht. Blut hat, im Gegensatz zum Bier, einen leicht metallenen Geschmack, und so konnte man das starke Aluminiumaroma auf den Schnitt in der Zunge zurückführen.

Aber Biertrinken ist nicht Abenteuer unter Einsatz der körperlichen Unversehrtheit. Der Gastwirtschaftstisch - und Bier ist nur im Sitzen zu trinken! - verlangt von sich aus Gemächlichkeit, vielleicht sogar ein bißchen Nachdenklichkeit, die, wo zwei oder drei in diesem Namen versammelt sind, leicht ins Philosophieren gerät.

Aber das Bier kokettiert nicht. Es verlangt kein Wissen über sich. Man muß, im Gegensatz zum Wein, um zu philosophieren, nicht übers Bier philosophieren. Ja, das wäre direkt lächerlich.

Der Schnaps ist der Naturwissenschaftler, der Wein - no na - der Metaphysiker, das Bier aber der Philosoph unter den Alkoholika.

*

Der Freund seufzt tief, denn die Philosophie ist ein schweres Geschäft. Der Nebentisch politisiert leichtfüßig. Und hinterrücks. Wie immer.

Die Wirtin, besorgt um die Friedlichkeit an beiden Tischen, bereitet in der Küche einen kräftigen Imbiß.

Der Freund dreht sich um und läßt in Richtung Politisierertisch eine philosophische Bemerkung fallen.

»Nicht umsonst«, sagt er, *hat das Bier dieselbe Farbe wie die Sonne.«* Aber er verbessert sich sofort.

»Nicht umsonst hat die Sonne dieselbe Farbe wie das Bier. «

Eben.

Konkret 12/84, S. 37

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer sprach als Doktor Dombrowski, einst Bitterfelder Kirchenmitarbeiter,. nun im Brüsewitz-Zentrum bei Paderborn gelandet, mit dem Fernseh-Pfarrer Sommerauer.

Sommerauer

Ach, das ist ja sehr schön, daß ich Sie erreiche, entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie so spät anrufe, aber das kommt für mich ein bißchen billiger. Das Sekretariat von Herrn Springer war so freundlich, mir Ihre Telefonnummer zu geben. Ich darf mich kurz vorstellen: Mein Name ist Doktor Dombrowski, ich war bis zu meiner Verhaftung im Juni '82 Mitarbeiter in der Johannes-Gemeinde in Bitterfeld, ich weiß nicht, ob Sie Bitterfeld kennen, das ist ne kleine Stadt nördlich von Leipzig. Nun bin ich seit etwa acht Wochen hier in der Nähe von Paderborn, und ich hoffe, daß ich hier im Brüsewitz-Zentrum etwas zu tun erhalte, und ich fühl mich auch schon ganz wohl, hab mich schon etwas akklimatisiert. Der Grund meines Anrufs, Herr Pfarrer Sommerauer, Ist diese Sendung im Fernsehen über diesen Hexenkult in der BRD gewesen, gegen den Sie so mutige Worte gefunden haben, da wollt ich Ihnen meine Hochachtung aussprechen. Sie haben völlig recht, wenn Sie sagen, wir sind es Gott und seinen Menschen gegenüber schuldig, wenn wir gegen solche Ängste auf Wahrheit dringen, nicht wahr

Ja, es gibt sehr viele Menschen, die unter diesen Ängsten leiden

Nun haben Sie ja diese Person zur Anzeige gebracht, ich habe das in der BILD-Zeitung gelesen, haben die Strafverfolgungsbehörden schon durchgegriffen?

Nein, bis jetzt nicht, das ist alles noch auf dem Dienstweg, das ist jetzt beim Oberstaatsanwalt in Braunschweig, die Frau Burnus wechselt offenbar ständig ihren Wohnsitz

Also hier in der BILD-Zeitung steht, sie soll in Bad Harzburg zuhause sein

Jaja, da war sie auch eine zeitlang, naja, irgendwann wird sie sich ja zu erkennen geben, da wart ma jetzt amal so lang ab, was dabei raus kommt, das werden ma sehn

Also wir in unserm Gesprächszirkel hier fanden das sehr im Dienst an der christlichen Sache, daß Sie hier so mutige Worte gefunden haben in einer Zeitung, die ja eine sehr große Verbreitung hat, andere namhafte Leute tun das nicht

No, dös freut mich, daß Sie dös sagen

Also, Herr Pfarrer Sommerauer, ich bin ja doch sehr verwundert, daß es solche gotteslästerlichen Dinge im freien Deutschland gibt, ich komme aus einem atheistischen Staatswesen, das könnse sich denken...

Ja, ja

Und da würde man mit Hexen und Zauberern kurzen Prozeß machen

Ja, ja, ist schon klar, naja, das ist natürlich die Folgeerscheinung der berühmten Freiheit, nichtwahr

Nun haben Sie in der Bild-Zeitung geschrieben, daß es sich Ihrer Kenntnis entzieht, ob die sogenannten Künste dieser Person verfangen, nun hatten Sie ja bei Ihnen in der BRD den Fall der jungen Anneliese Michel

Jaa, da gibts mehrere

Die war ja auch verhext, und da haben mehrere katholische Kollegen den Exorzismus versucht

Ja, ja, ich weiß

Wenn auch mit umstrittnem Erfolg, denn die junge Dame ist ja ums Leben gekommen, aber Herr Pfarrer Sommerauer, es ist ja bestürzend, wieviele Frauen bei dieser Hexe angerufen haben, ich lese da »hundert«

Ja, ja sicher

Wie erklären Sie sich das? Um Gottes willen?

Ja, nun, der Aberglaube ist weit verbreitet, und auch der Zwist zwischen den Menschen ist weit verbreitet

Ja, aber da sagt eine Frau »Hexen Sie meinen Mann tot ... « So etwas Fürchterliches!

Sie will ihn loshaben, dies ist es.

Ist das die Sucht nach Geld?

Jaa, das ist ganz unterschiedlich

Oder liegt es an diesen ganzen übersteigerten Emanzipationssachen?

Nein, nicht bloß, nein, nein, es wird auch umgekehrt so sein, daß Männer ihre Frauen loshaben wollen

Aber das ist doch entsetzlich, wenn in aller Öffentlichkeit bekannt wird, daß hundert Frauen am Tod ihres engsten Angehörigen Interesse haben?!

Ja, mich wundert es nicht.

Nun sagt ja diese Person hier, sie würde den Leuten den Tod an den Hals hexen nur bei todeswürdigen Verbrechen, aber ich meine, abgesehen davon, »mein ist die Rache, spricht der Herr« - es gibt doch bei Ihnen hier keine Todesstrafe...

Nein, die gibts hier nicht

Und dann ist die Frau auch noch adlig

Ich weiß nicht, ob sie's ist

Wie kommt es nur, daß ein Mensch so werden kann, Herr Pfarrer?

No, dös weiß ich auch nicht, man muß bloß was dagegen tun

Die nimmt ja dreißigtausend Mark für einmal Tothexen

Aach, nein, das sind Sprüche

Dafür muß ja ein einfacher Arbeiter ein ganzes Jahr arbeiten, was die mit einmal Hokuspokus verdienen würde

Ach, nein, das sind Sprüche, soviel macht sie nicht, soviel Kundschaft hat sie ja gar nicht

Ich meine, wenn Sie die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft gemacht haben, die muß ja das Geld auch versteuern, da wärja auch noch die Meldung beim Finanzamt...

Jaa, müßte sie eigentlich, jaa, wenn sie das verdient

Und dann gibt die als Beruf an: »Satanistin«, das ist doch von Haus aus Gotteslästerung

Ja, ja, das meine ich auch, aber nun wollen wir erstmal sehen, abwarten

Hätten Sie denn, Herr Pfarrer Sommerauer, persönlich Angst vor einer solchen Person, so einer Hexe?

Nein, ich habe keine Angst

Ich meine, gesundheitlich undsoweiter

Nein, kein bißchen Angst, kein bißchen

Glauben Sie denn, Herr Pfarrer Sommerauer, daß wir in dieser modernen Zeit Hexen brauchen?

Nein, wir brauchen keine Hexen, aber die gibt's halt, net

Ich meine, reicht denn unser Herr Jesus nicht und unser Doktor Martinus Luther?

Ja, ja, da haben Sie völlig recht, aber jetzt warten wir halt mal ab, was dabei herauskommt

Ich meine, müssen denn ausländische Götzen sein, wie der Bagwhan?

Nein, dös muß auch nicht sein

... die unsere Jugend dem Evangelium entfremden

Nein, aber ich ich muß jetzt schließen, denn ich hab noch was zu tun

Also Herr Pfarrer Sommerauer, wir stehen in Ihrem Kampf voll auf Ihrer Seite, und es wäre gut, wenn wir mehr so mutige Christen hätten, ich bedanke mich Herr Pfarrer Sommerauer

Ja, gut, aufwiederhören

Konkret 12/84, S. 38

Cora Stephan

Politik, Arbeit, Frauen

Die moralische Instanz Weiblichkeit in der Bonner Politik bei den Grünen und den anderen

Mit der Frauenbewegung kann es einem wie mit dem diesjährigen Sommer gehen: man kann dran glauben, man kann ihn auch resigniert abschreiben. Man kann sich realistisch dreinfügen, man kann auch auf das nächste Jahr hoffen.

Während für die Frauenbewegung »unbeständig und kühl« gelten mag, ist die morali*sche* Konjunktur der Frauen jedoch unübersehbar. Was Reproduktionsarbeit und Zukunftsökonomie, Ökologie oder Frieden betrifft: ohne Frauen geht nichts mehr. Oder sagen wir lieber: ohne Weiblichkeit als moralische Instanz. Alle Menschheitsfragen scheinen weibliches Prärogativ geworden zu sein, ja alle »Frauenfragen« sind nunmehr Menschheitsfragen. Die »Politik des Privaten« ist öffentlich, ist gesellschaftsfähig geworden.

Die pessimistische Variante:

Guten Morgen, du Schöne! Nun hast du dir nicht nur einen schlecht bezahlten Job aufgehalst, weil du deinen Kinderwunsch nicht von dem Mann und der Kleinfamilie abhängig machen wolltest, nun bist du nicht, wie so viele andere Frauen vor und neben dir, doppeltbelastet, - nein, täusch dich nicht: Drei-, ja Vierfachbelastung lautet dein Geschick! Der Job, beispielsweise. Du arbeitest im Team, die Geschäftsleitung fördert Kooperation, Kommunikation, Soziabilität. Wer könnte das besser als du? Diese deine Qualitäten sind respektiert. Mehr Geld oder einen höheren Rang anzustreben, widerspräche deinen besseren Einsichten.

Die Welt, beispielsweise. Auch dafür bist du plötzlich zuständig. Nichts weniger als ihre Rettung steht auf dem Spiel. Und du, mit deinen angestammten Qualitäten, sollst sie vor der Katastrophe retten, du sollst den Frieden bringen, alles anders machen, die Hoffnung verkörpern und die neue Republik aufbauen. Die Welt ist zu deinem Wohnzimmer geworden. Nun sieh halt zu, wie du das schön ordentlich und gemütlich kriegst.

Die optimistische Variante:

Geh zu den Grünen.

Bonn, im April 1984. Ein ganz normaler Vorgang im politischen Alltag. Die Führungsspitze einer der vier Bundestagsfraktionen steht zur Disposition. Es zeigt sich bald, daß die Bestätigung der alten Sprecher und Geschäftsführer an Unvereinbarkeiten scheitert. Ein Kompromiß muß gefunden werden, der zugleich den Interessen der verschiedenen innerparteilichen Fraktionen Rechnung trägt: alle wollen sich im Leitungsgremium repräsentiert sehen. Bevor man sich endgültig zerstreitet, taucht aus der Tiefe des Raumes eine Gruppierung auf, die sich bis dato als solche nicht zu erkennen gegeben hat, und legt nicht nur eine personelle, sondern auch eine konzeptionelle Lösung vor. Da sie anscheinend keine der Fraktionen offenkundig begünstigt, ist ihre Wahl ein tragbarer Kompromiß.

Wer die Wahl von Annemarie Borgmann, Waltraud Schoppe und Antje Vollmer anstelle von Otto Schily und Marie-Louise Beck-Oberdorf als Sprecherinnen der Fraktion der Grünen im Bundestag und von Christa Nickels, Erika Hickel und Heidemarie Dann als Fraktionsgeschäftsführerinnen anstelle von Joschka Fischer insofern als einen ganz normalen politischen Vorgang ansehen wollte, sah sich anderen Tags unter die unverbesserlich Naiven dieser Republik verwiesen.

Die Wahl geriet zur bundesrepublikanischen Sensation. Die »taz« frohlockte von einem Sieg des Matriarchats, die »FAZ« beklagte selbigen, ergänzt noch von der grauenvollen Aussicht auf einen Sieg der »Totalemanzipation«.

Unverblümt plauderte die Zeitung der klugen Köpfe eine Erkenntnis aus, die ihr jahrelang als übersteigerte Phantasie des plattesten Feminismus gegolten hatte: daß eine von nur einem der beiden Geschlechter dominierte Partei die Interessen des jeweils anderen nicht vertreten kann.

Wer da cool bleiben wollte und achselzuckend meinte, Politikerinnen übten nunmal auch ihren Beruf aus, nämlich Politik zu machen, und angesichts so manchen grünen Matadors habe man, um das Fürchten zu lernen, eine Pastorin oder eine Krankenschwester schon gar nicht mehr nötig, hatte schlechte Karten. Auch wer über grüne Politik nur selten jubeln konnte, mußte nun frohlocken: über, wie der düpierte Joschka Fischer meinte, den »Genuß, die allgemeine Verunsicherung der Republik durch grüne Weiberherrschaft zu erleben.«

Ob Antje Vollmers flockige Bemerkung: »Wir haben Jungen genauso gern wie Mädchen«, und Waltraud Schoppes Warnung, sie dächten nicht daran, die »Mütter der Fraktion« zu werden, dem Bedürfnis entsprangen, sich ihrem Sonderstatus zu entziehen, kann ich nicht ermessen. Ihnen dürfte spätestens dann geschwant haben, was auf sie zukam, als die Frauen nicht nur der SPD- und der FDP-, sondern auch die der CDU/CSU-Fraktion ihnen mit dem Ausdruck der Hoffnung gratulierten, nun werde es vielleicht auch ihnen etwas leichter gelingen, sich in der strengen Männer-Hierarchie zu behaupten.

Die sechs Symbolfiguren in Bonn sind, egal wo ihr Expertentum, ihre Spezialisierung, ihre Interessen liegen, zum Expertentum in Sachen weiblicher Politik gezwungen. Sie müssen »den Beweis« in vieler Hinsicht antreten: nicht nur, daß Frauen

in der Politik genauso viel vermögen wie Männer. Nicht nur, daß sie über «Sachkompetenz« verfügen. Allein für diesen Beweis müssen Frauen noch immer doppelt bis dreifach so gut sein. Die besseren Männer aber dürfen sie damit nicht werden. Sie müssen nicht nur den »Frauenforderungen« sondern auch der moralischen Instanz Weiblichkeit Rechnung tragen. Sie müssen also nicht nur alles besser sondern auch ganz anders machen.

*

Es gibt eine Überforderung der Grünen durch ihre Wähler, und es gibt eine grüne Selbstüberforderung, Was die Frauen betrifft, sind diese Überansprüche ins Grandiose gewachsen. Hier tut sich unübersehbar eine Falle auf.

Am Beispiel »Öffentlichkeit«- Nach dem Rieseneklat, nach der Sensation vom April, ist es um die Frauenspitze der Grünen in Bonn still geworden. Der eine Grund mag die Sommerpause gewesen sein. Der andere Grund mag eine Pressepolitik sein, die »den Weibern« nicht allzuviel Aufmerksamkeit gönnen will. Doch selbst das heftigste Frauenressentiment dürfte kaum den einfachen ökonomischen Zwang außer Kraft setzen, der für die Mehrzahl der Journalisten und Journale bedeutet, daß nur mit Sensation Geld zu verdienen ist. Genau diese Sensationen aber haben Sprecherinnen und Geschäftsführerinnen nicht geliefert. Sehen wir uns hingegen die Alternative an.

Denken wir an das einfache, geschickt inszenierte kleine Skandalon, daß ein eindeutig Fischerscher Satz wie: »Daß ich ein Schwanzträger bin, kann man mir nicht zum Vorwurf machen«, im Stern fälschlicherweise Milan Horacek zugeschrieben wird, der die Urheberschaft empört bestreiten muß, obzwar dieser Satz mit Fug auch für ihn Geltung haben müßte. Dieses Dementi bringt Horacek zwei Nennungen, Fischer zwar nur eine, aber dafür immerhin den Kredit, diesen Satz erfunden zu haben, über den die bekannte breite Öffentlichkeit breit lachen durfte.

Ein weiterer Selbstdarstellungskünstler, Daniel Cohn-Bendit, läßt durch Tom Koenigs von den Grünen im Hessischen Landtag das im Vorfeld der hessischen Kommunalwahlen ausgestreute Gerücht dementieren, nach für SPD und Grüne erfolgreicher Wahl werde der Polizeipräsident Frankfurts Cohn-Bendit heißen. Nein, übermittelt Tom Koenigs im Namen des Altspontis, dieser gebe sich im Prinzip nur mit einem Ministerposten zufrieden, strebe aber zur Zeit lediglich das Amt eines Stadtverordneten an. Dieses Dementi - das der Spiegel freudvoll druckt - erzielt für beide einen hohen Aufmerksamkeitswert, brachte nicht nur mich zum Lachen und profilierte beide als das, was bei den Grünen so häufig vermißt wird: als wunderbar schlagfertige Humoristen. Man mag, was solche Selbstdarstellungen betrifft, geteilter Meinung sein. Man wird sich aber kaum vorstellen können, daß Frauen ausgerechnet auf so ambivalente Weise ihr öffentliches Profil stilisieren.

Seit der legendären Rede Waltraud Schoppes vorm Bundestag im Mai 1983, seit diesem großen Genuß, eine Frau sagen zu hören, der Kanzler möge doch einmal öffentlich die Menschen darauf hinweisen, daß es Formen des Liebesspiels gebe, die außerordentlich lustvoll seien und eine Schwangerschaft ausschlössen - aber man könne ja nur über das reden, wovon man wenigstens ein bißchen versteht; seit dieser Rede und seit der Wahlsensation der »Weiberherrschaft« aber hat die grüne Führungsspitze in Bonn entschieden weniger Presse als etwa Petra Kelly, die als Schmerzensmadonna der Öffentlichkeit ein klassisches und insofern nie anstößiges Profil zeigt. Christa Nickels erklärt das damit, daß sie eben doch - trotz Waltraud Schoppes Diktum, nicht »die Mütter der Fraktion« sein zu wollen - in ihrer Arbeit letztlich genau diese Funktion erfüllten: Konflikte im Vorfeld zu klären, zu bereinigen, zu glätten. Eine Arbeit, die, wie die Geschäftsführerin ironisch-resigniert anmerkt, in der Tat viel Ähnlichkeit mit dem Schicksal der Hausfrauentätigkeit hat. Wem fällt schon auf, wenn der Dreck weggeräumt ist? Glamour ist mit sowas nicht zu holen.

Einen dritten Weg gelte es zu finden, sagt sie. Eine Alternative zur Putze auf der einen, zum Selbstdarstellungsfetischisten auf der anderen Seite, einen Kompromiß zwischen weiblicher Selbstaufopferung und männlicher Durchsetzungsrücksichtslosigkeit. Bis dieser Weg gefunden ist, hält sich das Schlappmaul Nickels, wahrlich keine Heroine der Sanftmut, sondern aus Krankenschwesternvergangenheit mit allen Insignien eines autoritären Besens ausgestattet - was sie freimütig zugibt - an andere Tugenden. Da sind der Dreizehnstundentag und der unermüdliche Anspruch, sich sachkundig zu machen, da sind Uneitelkeit und Profilierungswillen - welcher Mann würde schon, wie sie, den Job nach einem Jahr nicht nur freiwillig, sondern sogar mit Erleichterung wieder aufgeben? Da ist, immer wieder, ihre Sachkompetenz. Und da ist schließlich die zähe Unerbittlichkeit, mit der sie sich und den anderen abfordert, eben zwei-, dreimal so gut sein zu müssen wie ein hundsnormaler Mann. Ob man Frauen denn nicht endlich von diesem Überanspruch entlasten könne? Ja, sagt sie, gewonnen haben wir erst, wenn wir uns genauso viele Nieten leisten können wie die Männer. Aber bis dahin ist es im Dienste der Sache, im Interesse der Frauen, die es einmal leichter haben sollen, eben nötig. Basta.

Dieser Fetisch der Sachkompetenz ist mir bekannt: als Mantra fast aller berufstätigen Frauen. Er gehört, meine ich, endlich beiseitegelegt. Man erzähle mir nicht, im Deutschen Bundestag sei Sachkompetenz eine sonderlich weitverbreitete Tugend. Man erzähle mir auch nicht, dies sei auch in anderen Bereichen die entscheidende Qualität, aus der eine Karriere entstehe.

Im Gegenteil: da spielen so schwammige Begriffe wie »natürliche Autorität« oder »Führungspersönlichkeit« eine Rolle, da gibt es eben die »Seilschaften«, in denen auch die Nieten mithochgezogen werden. Da gibt es das jahrelang antrainierte Gespür für die jeweiligen Spielregeln und Eigenarten der Betriebs-»Familie«. Da gibt es das unüberwindliche Privileg, daß vor allem den Männern das »Ernährereinkommen« zustehe. Die wahren Sachwalter der »Sachkompetenz«, ja nachgerade ihr Aushängeschild sind die Frauen, die, in der stetigen Angst, sie könne ihnen abgesprochen werden, so tun, als sei sie die einzige Qualität, auf die es ankommt.

Natürlich: Frauen haben Angst, sei seien an dem Ort, den sie erreicht haben, nicht legitimerweise. Ihre Erfolge könnten zur allgegenwärtigen Spekulation Anlaß geben, sie hätten sie nicht auf »anständige« Weise erzielt. Man könnte ihnen ihr Geschlecht zum Vorwurf machen, sie ausgrenzen. Ganz klar würde keine Frau dieses Problem ä la Fischer formulieren: »Daß ich eine Mösenträgerin bin, kann man mir nicht zum Vorwurf machen« - denn über diesen Scherz kann nur lachen, wer davon ausgeht, daß diese biologische Tatsache *wirklich* zum Vorwurf nicht geeignet ist.

Die Schlußfolgerung, die viele Frauen aus diesem Gefühl der Illegalität ziehen, ist.- nicht auffallen. So haben wir sie dann vor uns: die unerhört tüchtigen Damen mit den sanften Stimmen, der unendlichen Ruhe, der ewigen Geduld und der unerschütterlichen Sachkompetenz. Jawohl! Schließlich sind wir Frauen ja auch die besseren Autofahrer.

Frauen retten sich in Unaggressivität, weil sie Angst haben, sich auszusetzen, sich verletzlich zu machen. Diese Falle ist bekannt und in der Frauenbewegung immer wieder diskutiert - was allerdings wenig am Sachverhalt geändert hat. Bedenklich aber scheint mir, daß sie sich zementiert hat dadurch, daß sie ideologisiert wird: durch die Konjunktur der Weiblichkeit als moralische Instanz. Diese Aufwertung hat einen Preis, der sich - wieder einmal - Selbstkastration buchstabiert.

*

Ich stelle die Frage an Marie-Louise Beck-Oberdorf, die ja nun auch gerade nicht aussieht wie jemand, der etwas zu verbergen hat. Unglücklicherweise nenne ich, um meine Frage zu erklären, das Beispiel des nicht bei allen Frauen beliebten Joschka Fischer, der sich, seit er sich bemüßigt fühlt, seinen weiland öffentlichen Masochismus (man kann es auch Opportunismus nennen) in Sachen Frauenbewegung durch eine deutliche männliche Selbststilisierung zu konterkarieren, als Mann darstellt, und zwar als Mann im Unterschied. Wie, frage ich, sei es demgegenüber mit den Frauen der Fraktion bestellt? Gäben auch sie sich als sexuelle Personen zu erkennen? Setzten auch sie sich als und im Unterschied? Die etwas umwunden formulierte Frage kommt nicht recht an. Die Antwort schließlich, mit deutlichem Ekel: »sowas« hätten diese Frauen gar nicht nötig, dazu seien sie viel zu klug. Ich komme mir unanständig vor, von der großen Mutter gestraft und wende nur noch verschämt ein, Klugheit hindere einen doch wohl nicht daran, ein sexuelles Wesen zu sein. Allein, ein Gespräch ist nicht mehr möglich.

Das Mißverständnis ist nicht verwunderlich. Natürlich sind kluge Frauen nur für eins zu klug: für geistige Beschränktheit. Aber wer könnte bestreiten, daß der unsichtbare Schleier, den insbesondere exponierte Frauen sich anlegen, noch immer nötig ist? Nur - ist der Kampf gegen diesen Schleierzwang, gegen die neue-alte Sachlichkeit, gegen die Flucht in unanstößige Frauenmilde und wehes Madonnenlächeln schon ausgestanden? Beläßt die Kritik am albernen Flügelschlag des Gockels den Frauen nur die affirmative Vermeidung?

Silvia Bovenschen schrieb 1976, auf dem Höhepunkt der Debatte über »weibliche Ästhetik« - in der Frühzeit der Suche nach dem spezifisch Weiblichen, nach Identität, die auch das mitnimmt, was zunächst lediglich als Erbe patriarchalischer Zurichtung diffamiert war - über die damals recht beliebte feministische Vereinnahmung von Marilyn Monroe: man könne sie nicht in eine künstliche und eine natürliche Frau aufteilen, man könne nicht ihre Artistik aus ihrem Opfersein erklären und somit ausgrenzen. Nein: »Die ganze Frau gehört auf unsere Seite«.

Dieser Anspruch scheint heute weit . gehend vergessen, ich befürchte, daß seine Einlösung insbesondere von Frauen selbst nicht auszuhalten ist.

Ein anderes Erbe aus feministischer Identitätssuche hingegen hat sich durchgesetzt, das an den alten, erleichterten Stoßseufzer der Frühzeit erinnert: Mit Frauen ist eben alles so viel, viel *angenehmer.* Der Sieg der Software, Ökologie und Friedensbewegung als Unterfutter der moralischen Instanz Weiblichkeit haben es zementiert: Frauen sind »lieb«, sie sind einfach verdammt nett.

Man erinnere sich an die Zeit vor der Selbstghettoisierung der Frauenbewegung, an die nervtötende Vorhersehbarkeit des feministischen Zornesrufs, hier komme ja wieder einmal keine Frau zu Wort - wobei die Frau, die dies rief, soeben eine Chance dazu verpaßt hatte - oder an die nicht immer hilfreiche Weigerung, sich auf die verhandelten »Sachprobleme« einzulassen, solange das chauvinistisch dominierte Gesprächsklima nicht verändert sei. Eins aber weckt in mir schon wieder Nostalgie: die Hemmungslosigkeit, die Risikofreude, sich danebenzubenehmen, die Aggressivität. Die neuen Werte der Weiblichkeit sind friedlich, sind allzu friedlich.

Der Mangel ist vorschnell in lauter Tugenden umgemünzt worden. Das fängt mit dem Vorurteil an, Frauen seien das friedlichere Geschlecht - was lediglich eine mangelnde Differenzierung zwischen den *Formen* der Gewalt indiziert. Frauen haben zwar an der »Kultivierung«, an der Organisation von Gewalt, wie sie in diesem Jahrhundert in industrielle Vernichtungsmaschinerie mündet, weniger Anteil. Der geringere Anteil von Frauen an bestimmten Formen der Gewaltausübung jedoch schließt sie nicht per se von anderen aus.

Mir scheint, immer noch, der Mangel selbst die Chance zu bieten: die Chance, die darin liegt, um mit Silvia Bovenschen zu argumentieren, daß »die Verdinglichung von Verhaltensweisen« bei Frauen noch nicht auf ihrem »spätbürgerlichen Niveau« angelangt sei, daß sie gegenüber traditionell männlichen Institutionen eine größere Unstrukturiertheit haben und damit, potentiell, eine größere Unbefangenheit. Daß ihnen, so Marlis Gerhardt, ein »zugleich fremderer und genauerer Blick« eignet. Diese Fremdheit, diese artistische Naivität scheint mir noch immer eine treffliche Waffe zu sein .

Dies zielt auf einen weiteren Punkt, den ich für ein Mißverständnis, einen tragischen Irrtum und für eine Chance lediglich zur Selbstüberforderung halte: Die Kritik an männlicher Eitelkeit, an der Profilierungssucht der grünen Rampensäue mag richtig sein. Kooperativität, Sachlichkeit, soziale Sensibilität gestalten das Leben in der Tat ganz erheblich angenehmer.

Ich frage mich jedoch, ob diese »Sozialarbeit« von Frauen im Parlament am richtigen Ort stattfindet. Denn gerade der Bundestag ist nur höchst zweitrangig die Institution, in der *Sachprobleme* zur Bewältigung anstehen. Er ist ganz stark auch ein Schauplatz der Öffentlichkeit im emphatischen Sinn. Hier kommt es nicht nur darauf an, daß die richtige Politik und die richtigen Meinungen Gehör finden. Hier prägt sich auch aus - und über den Fernseher und die Zeitungen *ein* - welche politischen Kulturen in dieser unserer Republik gesellschafts-, salonfähig sind. Die Grünen haben objektiv auch die Funktion, Minderheiten *darzustellen,* keineswegs nur, sie zu vertreten. Sie repräsentieren auch, indem sie präsentabel machen. Und das, denke ich, gilt nicht nur für die Minderheit des Frankfurter Sponti, das gilt auch für die eckige, unbequeme, quere, eben in jeder Hinsicht des Wortes »anstößige« Frau. Öffentlichkeit, Exposition ist ein Synonym für Verletzlichkeit. Denn es heißt ja: sich aussetzen. Ich meine immer noch, daß Frauen das lernen müssen.

Es sollen die hohen Qualitäten weiblich-sensibler Umgangsformen nicht geleugnet werden. Nur halte ich es da mit Barbara Sichtermann: die Utopie bleibt, daß *Männer* diese Qualitäten ebenso erwerben und ihren Anteil daran übernehmen, daß die Vorzüge der Reproduktionsarbeit im unmittelbaren Lebensbereich zur Geltung kommen. Die Diffundierung des Unterschieds zwischen Öffentlichkeit und unmittelbarem Lebensbereich, die »Hausfrauisierung« der Politik, um es polemisch zu sagen, erhöht lediglich die Mehrfachbelastung der Frauen ins Grandiose. Wer geht denn schon ins Parlament, um sich wohlzufühlen?

Um Mißverständnisse auszuschließen: nichts gegen, alles für die Taktik, Frauen in die höheren Ränge grüner Politik hineinzupowern. Alles für eine rückhaltlose Einseitigkeit, eine positive Diskriminierung, einen Kredit auf die Parität der Zukunft. Alles dafür, es Frauen leicht zu machen, ihnen die Schwellenangst zu nehmen, sie zu päppeln. Wir haben's einfach nötig. Und: es werden sich wenige genug finden, das zu wagen.

Wenn es jedoch bei der puren Angstabwehr bleibt, sehe ich für den Erfolg dieser Strategie schwarz. Denn die Kritik an der männlichen »Rampensau« (wobei wir allerdings Petra Kelly nicht vergessen wollen) impliziert in übertriebenem Moralismus, daß es sich die Frauen konsequenterweise auch selbst verbieten. Mein nicht ganz unbegründeter Verdacht: diese Kritik richtet sich nur vordergründig gegen männliche Verhaltensweisen, sie dient in Wirklichkeit der Selbstkontrolle der Frauen. Polemisch: wir sind nur solange liebe und solidarische Frauen, solange wir uns von anderen Frauen nicht unterscheiden. Egoismus und Aggression bringt uns in Konkurrenz zu *Frauen.* Und darauf reagieren Frauen härter, deutlicher und natürlich ideologisch viel besser abgesichert.

Nicht zufällig wird in einem Diskussionsbeitrag von Margret Sennekamp zur Politik »autonomer Frauen« bei den Grünen (in der »taz« vom 18. November 1983) die forsche Aufforderung »Machen wir den Frauen Lust auf Macht« wenige Zeilen später in unübersehbarem Kontrollettitum widerrufen: Damit die Frauen nicht auch männlichen Machtmißbrauch trieben, bekommt »eine 'Machtfrau'... eine Frauengruppe 'zugeteilt', in der sie ihr Umgehen mit Macht reflektieren kann.« Die zuvor geforderten »psychotherapeutischen Elemente« in der Politik sollte man in diesem Kontext ruhig ehrlicherweise Psychoterror nennen.

Nicht zufällig auch, will mir scheinen, vertritt der grüne Frauenvorstand die eher prinzipienstarke Fraktion der Grünen: die Angst vor der Macht ist subjektiv verständlich. Und es mag auch als Ausweis der in der Politik so seltenen »Ehrlichkeit« gemeint sein, wenn man qua Vorstand von den Lernprozessen spricht, zu denen die Grünen bis zu einer möglichen Machtbeteiligung noch Zeit brauchten. Aber warum zum Teufel soll man diese Lernprozesse der Öffentlichkeit und vor allem dem politischen Gegner/Partner ersparen? Kleine Spitze am Rande: die Rotation, an der gerade auch die Frauenführung vehement festhält, hat den unschönen Beieffekt, daß sie den Frauenanteil in der Fraktion verringert... Womöglich entpuppte sich also nicht jede Kritik an den Vorstandswahlen vom April als männliches Ressentiment, sondern als durchaus diskutable *politische* Kritik. Es wird wohl noch eine Zeitlang dauern, bis beides voneinander unterscheidbar wird.

Kurzum: Ehrgeiz, Egoismus - das gebührt noch immer Männern. Kein aufgeklärter Mann - aber vielleicht ein grüner Softie? - würde diese Eigenschaften an einer Frau so heftig geißeln wie - eine andere Frau. Dabei wäre es an der Zeit für einen zielgerichteten Egoismus, selbst wenn er Abgrenzung impliziert, unter Umständen eben auch von Frauen, die, statt sich den Ehrgeiz der einen zum Vorbild zu nehmen, lieber gemeinsam im Sumpf des Mittelmaßes hocken bleiben - eines Mittelmaßes, das natürlich mindestens zwei-, dreimal so gut ist wie das der Männer...

Ich fürchte, daß wir uns selbst noch nicht konzedieren, auch häßliche, laute, aggressive Seiten zu haben - die müssen aber auch sein, wenn wir »die ganze Frau« haben wollen, wenn wir ein Selbstbewußtsein erwerben sollen, über dessen Mangel landauf, landab auch die »kompetentesten« Frauen klagen. Ob ich meine Traumfrau, die rotzige, unanständige, anstößige, quere, aggressive, mondäne, kluge, ironische, ehrgeizige, egoistische, narzißtische Frau der Öffentlichkeit (von der ich ja nicht weiß, ob sie zu Hause nicht auch andere Tugenden entwickelt - anzunehmen ist es, denn Frauen können alles!), die so deutlich Frau ist, wie sie nicht zu übersehen ist - ob ich die auch nur fünf Minuten ertragen könnte? Keine Ahnung. Frau gebe mir die Chance, das zu versuchen.

Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Artikels, der Anfang nächsten Jahres in : Susann Heenen (Hrsg.), Frauenstrategien, Verlag Neue Kritik, Frankfurt a.M., erscheinen wird.

Konkret 12/84, S. 42

Sabine Rosenbladt, Antje Vollmer

Frauen - Arbeit - Fraktion

Antje Vollmer von den Bonner Grünen über den Nutzen des Frauenvorstandes - Die Fragen stellte Sabine Rosenbladt

KONKRET: Du hast, wie ich in der Zeitung gelesen habe, über den Bundestag gesagt: »Der alte Kasten ist mir schon ganz lieb geworden.« Ist das dein Ernst?

Vollmer: Ich habe manchmal die Schwierigkeit, daß meine Ironie schlecht verstanden wird. Das war ein ironischer selbstkritischer Satz, der aus der Überlegung kam: welche Auswirkungen hat eigentlich diese Parlamentsexistenz auf uns, die Grüne Fraktion, und auf die sozialen Bewegungen, für die wir einmal ins Parlament gegangen sind?

Haben wir wirklich in diesem Parlament eine Politik für die Bewegungen gemacht oder machen wir nicht zunehmend Politik an Stelle dieser Bewegungen?

Ich habe also selbstkritisch festgestellt, daß wir uns' daran gewöhnen, uns einzurichten mit diesem Parlamentarismus, daß wir ihn heute wichtiger nehmen, als vor unserem »Aufstieg« ins Bonner Parkett.

KONKRET: Der diskrete Charme der Macht hat also auch die Grünen in Bonn nicht unberührt gelassen?

Vollmer: Das läuft gesetzmäßig ab. Und da ist eines solcher Ergebnisse, daß du meinst, die Erfolge, die wir erreicht haben, brächten schon wirkliche Änderungen in die politische Landschaft der Bundesrepublik. Diese Gefahr sehe ich ganz deutlich, bei mir und bei anderen auch.

KONKRET: Du bist jetzt ein halbes Jahr Fraktionssprecherin im »Frauenvorstand« der Grünen Fraktion in Bonn. Welche Erfahrungen hast du in dieser Position gemacht?

Vollmer: Da gab es verschiedene Phasen. Die erste Phase war geprägt von der politischen Provokation, daß Frauen in diesem Ausmaß politische Machtpositionen besetzten, was von allen möglichen Organisationen und Institutionen durchaus mit Schrecken aufgenommen wurde. Innerhalb der Fraktion mußten die führenden Männer des bisherigen Vorstandes, Joschka Fischer und Otto Schily, - und wohl auch Petra Kelly - sich erst einmal fassen und sind in so etwas wie eine politische Depression gefallen. Wir dagegen mußten in der Folgezeit vorallendingen ackern, ackern, ackern, eine unglaubliche Menge von organisatorischen, von Finanz- und Mitarbeiterproblemen regeln. Wir stellen heute fest, wir haben typische Frauenarbeit geleistet, wir haben sauber gemacht, geordnet, wir haben eine Menge von »Beziehungskisten« für die Fraktion geklärt, zum Beispiel die Beziehung zur Partei erheblich verbessert, die Beziehung zur Bewegung, indem wir immer wieder rausgegangen sind und uns dann die Prügel abgeholt haben für die Abgehobenheit der Fraktion.

KONKRET: Seid ihr deshalb gewählt worden, für diese Aufräumarbeiten?

Vollmer: Ich glaube schon, daß wir auch gewählt wurden, weil wir für diese Arbeit gebraucht wurden und weil sich ein Teil dieser Konflikte unter dem bisherigen Vorstand so aufgestaut hatte, daß damit die Stabilität der Fraktion erheblich ins Wanken geraten war. Inzwischen sehe ich mehr den Aspekt, daß wir in dieser Funktion wieder typischerweise als Frauen gebraucht und auch darauf beschränkt werden sollten und auch selbst in der Gefahr standen, dieses zu akzeptieren.

KONKRET: Was wolltet ihr denn politisch erreichen mit dem Frauenvorstand?

Vollmer: Nach den anfänglichen Aufräumarbeiten haben wir angefangen, in dem Sinne politisch in der Fraktion zu arbeiten, der unserem Verständnis von grüner Politik am meisten entsprach. Wir haben versucht, vorallendingen Sachinhalte zu vermitteln. Wir haben in der Frage Buschhaus einen erheblichen außerparlamentarischen und parlamentarischen Erfolg gehabt, wir haben in Zusammenarbeit mit dem Bundesvorstand und den Ländern die Dioxin-Kampagne angeleiert und da wichtige Aufklärungsarbeit machen können, wir haben das Problem Formaldehyd ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gehoben, wir haben endlich ein Atomsperrgesetz eingebracht, wir haben in die deutschlandpolitische Debatte eingegriffen, z. B. durch die Einladung von Honecker nach Bonn und die Formulierung eines alternativen deutschland-politischen Konzeptes, das den Streit im konservativen Lager erheblich mit beeinflußt hat.

Was die Form unserer politischen Arbeit betraf, war es uns äußerst wichtig, die Fraktion als Ganzes handlungs- und arbeitsfähig zu machen und nicht so sehr zur Profilierung einzelner Personen beizutragen. Konflikte versuchten wir aus der öffentlichen Diskussion in die Fraktionsdebatte zurück zu holen. Wir hatten sicher unseren Anteil daran, daß die Wählerstimmen der Grünen zunahmen.

KONKRET: Es ist ja von Anfang an auch intern an eurer sachlichen und politischen Kompetenz gezweifelt worden. Hat sich das geändert?

Vollmer: Nein**.** Das ist uns klargeworden, als ausgerechnet in dieser Phase, als dieGrüne Fraktion nach unserer Einschätzung ausgesprochen stark in der Öffentlichkeit wirksam war, gesagt wurde: dieser Frauenvorstand ist doch

eigentlich unpolitisch. Da haben wir zunächst mal gelacht.

KONKRET: Von wem ist das gesagt worden?

Vollmer: Es war ein journalistischer Kommentar. Wir haben dann erfahren, daß das eine gezielte Kommentierung der Arbeit dieses Frauenvorstandes in bestimmten Bonner Journalistenkreisen und in bestimmten Bonner Kneipen war, in denen sich manche Politiker gerne treffen.

KONKRET. Redest Du jetzt von Politikern deiner Fraktion oder von Gegnern?

Vollmer: In diesem Fall meine ich Politiker unserer Fraktion. Es gibt eine »Provinz-Clique«, benannt nach der gleichnamigen Kneipe, in der sich einige Leute aus der Fraktion regelmäßig treffen. Dort verkehren auch Bonner Journalisten, die sich für fortschrittlich und protgrün halten, die aber alle ein gewisses Interesse daran haben, dieses an einigen schillernden Persönlichkeiten und flotten Sprüchen festzumachen.

KONKRET: Sind das die Grünen, die eure Politik in der Fraktion bekämpfen?

Vollmer: Teils teils. Hier geht es meines Erachtens (wenn auch nicht offen) um einen Machtkampf verschiedener Strömungen. Man muß sich unsere Ausgangsposition vorstellen: etwa am Ende der Sommerpause hatten wir Prozentzahlen, die die Grünen schon an die zehn Prozent hochrechneten. D.h., auch sämtliche anderen Parteien mußten akzeptieren, daß mit uns auf Dauer gerechnet werden muß. Deshalb ja auch die gezielten politischen Angriffe auf uns ä la Geißler. Und in dieser Situation hat die Fraktion einen Sprecherinnenrat!

Dieser Frauenvorstand bei den Grünen ist, um es deutlich zu sagen, im Zentrum der Macht. Um ein solches Machtzentrum herum muß es einfach toben und krachen, denn an dieser Stelle wird ja nicht nur für das nächste Jahr entschieden, sondern für einige Leute sind damit die Perspektiven der nächsten zehn Jahre verbunden. Da wird de fakto schon über Ministerämter nachgedacht, und damit auch natürlich langfristig über Einfluß und Linien in dieser grünen Partei. Allerdings wird der Frauenvorstand im Moment wegen der Stabilität der Fraktion und seiner parlamentarisch anerkannten Arbeit noch gebraucht. Deshalb wird er formal gestützt, politisch aber in seiner Bedeutung so heruntergemindert, daß sozusagen von selbst das Bedürfnis entsteht, irgendwann am Ende dieser Periode die politisch handelnden starken Männer das Geschäft übernehmen zu lassen.

KONKRET: Wer vertritt denn nun welche Linie in diesem Machtkampf?

Vollmer: Es ist natürlich falsch, zu sagen, dies sei ausschließlich eine Auseinandersetzung zwischen Männern und Frauen. Meines Erachtens geht es um eine Auseinandersetzung zwischen bestimmten, vorwiegend Männern, die ein programmatisches, im Grunde genommen bürgerliches Politikermodell anstreben, und Frauen und Männern in der Fraktion, die an den grünen Grundsatzentscheidungen festhalten wollen, die sagen: wir wollen keine Berufspolitiker und keinen Personenkult, sondern wir wollen in Form einer besonders solidarischen Zusammenarbeit oppositionelle ökologische Politik machen. Wenn man mal davon ausgeht, daß hier ein Kampf zweier Linien stattfindet, dann ist unsere Stärke die Verankerung in der Basis, auch die Mehrheit, die wir in der Fraktion haben. Das ist eine ganz stabile Mehrheit, die wir im Augenblick sicher auf jedem Parteitag wieder kriegen würden. Die Stärke der anderen ist, daß sie bestimmten Wählerwünschen entsprechen und in einer Mediengesellschaft wie der Bundesrepublik eine ganze Menge an öffentlicher Meinung bestimmen können über ihren Einfluß und ihr regelrechtes Monopol bei bestimmten Medien. Das hat in der letzten Zeit erheblich zugenommen, daß sie konsequent versuchen, öffentliche Politik am Fraktionsvorstand vorbeizumachen.

KONKRET: Eben das haben viele Leute befürchtet beim Marsch der Grünen durch die Institutionen. Sie hatten also recht, die alternativen Parlamentarier haben sich in Rekordzeit korrumpieren lassen?

Vollmer: Die Würfel sind noch nicht gefallen. Deswegen halten wir es auch für notwendig, jetzt Alarm zu schlagen. Ich sehe bei uns den ganz konsequenten Trend, sich zum bürgerlichen Politiker zu entwickeln und den Prozeß der Sozialdemokratisierung rapide hinter sich zu bringen. Immerhin hat die Sozialdemokratie in ihrer Geschichte dazu Jahrzehnte gebraucht, während diese Entwicklung bei uns innerhalb von einem Jahr abläuft! Noch hat die grüne Partei allerdings Möglichkeiten, dagegen anzugehen, und die Rotation kann dabei nützlich sein. Einmal sind diese Kräfte im Augenblick noch in der Minderheit, obwohl sie wichtige Mandatsfunktionen haben, zum Zweiten gibt es bestimmte Beschlüsse, die, beibehalten, eine solche Entwicklung stoppen können. Auch Joschka und Jo und Hubert haben das Schwert über sich, daß sie sich nach zwei oder vier Jahren wieder einer Basis stellen müssen.

Meine persönliche Einschätzung ist, daß hinter dieser ganzen Debatte um die Rotation die Frage steht, was aus dieser grünen Partei einmal werden soll: Die eine Vorstellung läuft zugespitzt darauf zu, daß das eine Partei wird, die auf Gedeih und Verderb auf Zusammenarbeit mit der SPD angelegt ist und in ihrer Organisationsform bürgerliches Parteienverständnis reproduziert. Wir Frauen fürchten, daß in einer solchen Partei dann auch in kürzester Zeit die Frauen wahrscheinlich nicht mal mehr die Parität festhalten können, und wenn sie sie noch behalten, dann werden sie als reine Dekorationsfiguren dienen.

KONKRET: Siehst du da Parallelen in der Entwicklung von anderen Parteien?

Vollmer: Die Zeit, aus der ich historisch am meisten gelernt habe, ist die, in der die Sozialdemokratie sich zu einer Parlamentsfraktion entwickelt, gemausert hat oder man kann auch sagen, in der sie dazu verkommen ist. In der Anfangszeit, also der Illegalität, wo es sehr viel gekostet hat, Sozialdemokratin oder Sozialdemokrat zu sein, da waren die Frauen ein nicht wegzudenkender Bestandteil in der Parteiarbeit, aber auch in der Führung und bei denen, die die theoretischen Konzepte ausgearbeitet haben. Man denke nur an Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, an Luise Zietz. Interessanterweise sind dann, als die prinzipiellen Auseinandersetzungen in der Partei im Jahre 1918/19 liefen, fast alle Frauen zur USPD gegangen oder später auch zur Kommunistischen Partei. Es gibt einen Zusammenhang zwischen Prinzipientreue und politischer Arbeit von Frauen in den Parteien. Das konnte man sogar noch bei der FDP erleben. Die Sozialdemokratie wurde nach dieser Spaltung eine rein männlich dominierte Partei, in der Frauen eine absolute Randrolle gespielt haben. Die waren dann wiederum für die Kinder, Familie, Soziales zuständig - genau die Funktionen, die Frauen in allen bürgerlichen Bereichen immer gehabt haben. In der Studentenbewegung lief der Prozeß übrigens nicht anders ab.
KONKRET: In der letzten Zeit haben gerade Linke erhebliche Schwierigkeiten mit grüner Politik, und zwar nicht nur mit den Fischers und Schilys, sondern auch mit den Bahros und Potthasts. Wie verkraftest du das?

Vollmer: Durch die Arbeit bei den Grünen habe ich einiges dazugelernt. Besonders schätzen gelernt habe ich die Bedeutung der Basisdemokratie und der Vielfalt der Meinungen für die Handlungsfähigkeit und Faszination einer grünen Partei. Das scheint mir der wirkliche Reiz und das historisch Neue zu sein, daß die Grünen damit quer zu den sonstigen Parteigruppierungen von links bis rechts liegen. Das macht einen Teil ihrer Unberechenbarkeit aus, der das bestehende Parteiensystem bei uns stark verunsichert. Was Rudolf Bahro betrifft, so finde ich, daß die Auseinandersetzung mit diesen Positionen im Augenblick, so kritisch ich manches sehe, nicht die Hauptsache ist. Die Hauptgefahr jetzt ist, daß sich die Grünen zu einer Sozialdemokratie neuen Typs entwickeln. Manches andere wird sich wohl auch von selbst erledigen. Es ist z.B. eine Schizophrenie ohne gleichen, wenn sich Rudolf Bahro als der große Künder des anbrechenden Matriarchats hinstellt und sich gleichzeitig als Prophet dieses Matriarchats wieder eine neue hohe Priesterrolle zuschreiben will. Da hebeln manche Menschen ihre Ideen durch ihre Praxis selber aus.

Konkret 12/84, S. 44

Dieter Winkler

Arbeit - Frauen - Mindestlohn

Die Diskussion um ein staatlich garantiertes Gehalt für alle - Eine Zusammenfassung

Der einsame Rufer von der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg steht ja nicht unter besonderem. Originalitätsdruck. Um so erstaunlicher: ob da nun saisonbereinigt wird oder das schlechte Wetter als Erklärung für immer mehr Arbeitslose hinhalten muß, der Abwegigkeit der Analysen sind ebensowenig Grenzen gesetzt wie der Wirtschaftspolitik: Optimismus soll die Investitionsbereitschaft der Unternehmen steigern, und schon gibt's Arbeitsplätze haufenweise.

Lautstark verkündet, schmeichelt sich das in jedes Ohr. Wer da mit Fakten kommt, findet nur schwer Gehör. Auf Grundlage von Arbeitsamtzahlen hat der DGB errechnet, daß selbst bei kontinuierlichem zweiprozentigen Wachstum die Arbeitslosenzahl bis 1990 auf rund fünf Millionen ansteigt. An den Arbeitsplätzen schuften dann nämlich Roboter, und die verschwenden an die 35-Stunden-Woche keinen Gedanken.

Doch das hat bislang noch niemanden daran gehindert, gegen Arbeitslosigkeit zu sein: sei es ernsthaft, entschieden, solidarisch oder mit aller Kraft. Das geballte Wohlwollen ist kaum zu bremsen, so werden geradezu märchenhafte Qualitäten an der menschlichen Arbeit entdeckt, - sie wirke sozial-integrierend, sinnvermittelnd, ja, sie diene sogar der Selbstfindung.

Wie die Arbeitslosenquote aber deutlich zeigt, kann nun einmal nicht mehr jeder mit von Arbeitsfreude verklärtem Blick hinterm Fließband stehen. Deshalb sei also auf einen weiteren sinnvermittelnden Faktor hingewiesen, der noch lebenswichtiger ist als die segensreiche Arbeit-. Geld brauchen die Arbeitslosen!

Immer mehr Arbeitslose haben immer weniger zu lachen. Das liegt unter anderem daran, daß der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit bei vielen Institutionen mit dem Kampf gegen die Arbeitslosen verwechselt wird. Das Arbeitsamt zahlt mittlerweile nur noch an jeden dritten Arbeitslosen auch Arbeitslosengeld, und wer nicht einmal Anrecht auf Arbeitslosenhilfe hat, landet schließlich beim Sozialamt.

Das Lamento über diesen Zustand ist nichts Neues. Immer häufiger aber melden sich die Arbeitslosen selbst zu Wort, die an Zahlenstärke und Selbstbewußtsein zugenommen haben. Weder Beschäftigungsprogramme noch versprochene Konjunkturbelebung können ihnen die rechte Begeisterung entlocken. Arbeitslosigkeit sei sowohl jetzt wie auch in Zukunft unvermeidlich, gegen Verarmung dagegen könne man sehr wohl etwas tun, allein mit schnödem Geld sei das Problem aus der Welt zu schaffen. Jeder solle monatlich vom Staat ein sogenanntes Existenzgeld ausgezahlt bekommen, so zwischen 800 und 1500 Mark. Dieses Geld, das in einer Überflußgesellschaft leicht aufzutreiben sei, würde dann die Verknüpfung von Arbeit und Existenzrecht auflösen, für die es bei Massenarbeitslosigkeit keine Rechtfertigung mehr gäbe. Ein ganzes Bündel an sozialen Problemen könnte gelöst werden. Frauen bekämen Lohn für Hausarbeit, die Aufstockung von Kleinstrenten durch ein Mindestgehalt käme der Einführung einer Volksrente gleich, für Kinder gäbe es die Hälfte des Satzes - also immerhin ein anständiges Kindergeld - und natürlich würde auch die Arbeitslosigkeit erträglicher. Schließlich bekämen unbezahlte, aber gesellschaftlich nützliche Arbeiten, wie etwa freiwillige Sozialarbeit oder die Arbeit in Bürgerinitiativen eine materielle Basis.

Dieser Anschlag auf das protestantische Arbeitsethos, so erfrischend unverschämt und utopisch er scheint, ist nicht neu. Obendrein sind die eigentlichen Urheber dieser Idee weit davon entfernt, sich mit systemverändernden Absichten zu tragen. Einer von ihnen ist der berüchtigte US-amerikanische Ökonom Milton Friedman. Friedmans Idee von der »negativen Einkommensteuer« ist wohl auch nicht ausschließlich mit seinen philantropischen Neigungen zu erklären. Im Gegenteil - Friedman fand, daß die öffentliche Sozialfürsorge zu teuer sei. Sie gehöre abgeschafft, und an ihre Stelle solle eine negative Steuer treten, die der Staat an Bürger ohne Einkommen zahlt. Daß der von Friedman vorgeschlagene Steuersatz zum Leben nicht ausreichte, ließ er nicht gelten, schließlich gäbe es ja auch noch die privaten Wohlfahrtseinrichtungen. Aber nicht nur, daß die staatlichen Sozialleistungen wegfielen, begeisterte Friedman. Er setzte hauptsächlich auf die Arbeitsanreize, die von der Negativsteuer ausgehen.

Anders als etwa bei der Sozialhilfe, wo das nebenbei verdiente Geld beim Sozialamt abzuliefern ist, wird man bei der Negativsteuer nicht für Arbeit bestraft. Hier wird von dem eigenen Einkommen nur die Hälfte von der staatlichen Zahlung abgezogen.

Zum Beispiel: die negative Steuer beträgt monatlich 800 Mark für Leute ohne jedes eigene Einkommen. Jemand, der dann 400 Mark verdient, bekommt die Hälfte davon, also 200 Mark, von der Unterstützung abgezogen. Das heißt, er bekommt dann nur noch 600 Mark vom Staat, hat dazu sein eigenes Einkommen von 400 Mark, zusammen also 1000 Mark. Je mehr man selbst verdient, desto geringer wird die Unterstützung. Bei 1600 Mark schließlich wird die kritische Grenze erreicht. Die Hälfte von 1.600, also 800 Mark werden jetzt von der Unterstützung abgezogen, also bekommt man kein Geld vom

Staat mehr. Ab einem eigenen Einkommen von 1600 Mark würde in diesem Beispiel also der Steuerempfänger wieder zum Steuerzahler.

Bei allem gutbürgerlichen Respekt für Friedman wäre seine Idee wohl doch in Vergessenheit geraten, wenn sich die sozialen Spannungen Ende der 60er Jahre nicht dramatisch zugespitzt hätten. So wurde die negative Einkommensteuer Anfang der 70er bei Feldversuchen in mehreren US-amerikanischen Bundesstaaten einige Jahre lang getestet. Bei den meisten dieser Versuche war das garantierte Einkommen recht hoch, also über dem Existenzminimum angelegt. Dennoch zeigte sich, daß ein Arbeitsanreiz von dem Geld ausging, wie Friedman vermutet hatte. Statt sich mit gesichertem Monatsgehalt und ohne Gewissensbisse auf die faule Haut zu legen, zogen es die Wohlfahrtsempfänger wider ihren schlechten Ruf vor, sich Jobs zu suchen. Die, die bereits eine Arbeit hatten, machten weiter oder suchten sich eine besser bezahlte Anstellung. Wegen dieser »Sucharbeitslosigkeit« wurde zwar insgesamt übers Jahr etwas weniger gearbeitet, aber längst nicht in dem Maße, wie Skeptiker das vermutet hatten.

Kaum Kritiker, aber auch kaum Anhänger fanden die Vorschläge des Ökonomen Wolfram Engels in der BRD. Der Christdemokrat und Herausgeber der »Wirtschaftswoche« veröffentlichte 1973 seine Ideen zu einer Reform, die er Staatsbürgersteuer nannte. Im Zuge einer Vereinfachung des Steuersystems sollte nach Engels auch eine negative Steuer in knapp existenzsichernder Höhe eingeführt werden. Trotz ihrer Rolle als Opposition brachten die Christdemokraten nicht den Reformeifer auf, sich den Ideen Engels anzuschließen. Allerdings sah es damals auf dem Arbeitsmarkt noch vergleichsweise günstig aus.

Seitdem ist die Union mehrfach, zumindest verbal, sozialpolitisch aktiv geworden. Heiner Geissler entdeckte 1976 in einer Studie nicht weniger als sechs Millionen Arme in der BRD und mit ihnen den Slogan von der »Neuen Sozialen Frage«. Das Neue an dem sozial Fraglichen bestand für ihn darin, daß diese Armut nicht mehr durch Klassengegensätze verursacht sei, vielmehr gäbe es nun die glücklichen, reichen Arbeiter und auf der anderen Seite die Unterprivilegierten, die außerhalb des Arbeitsprozesses stehen. Mit anderen Worten: der »Arbeitsplatzbesitzer« war erfunden.

Im selben Tenor, wenn auch in schärferem Ton, waren die »zehn Thesen zum Sozialstaat« gehalten, mit denen Ernst Albrecht im letzten Sommer brillierte. Kernstück seines etwas verwirrenden Papiers ist die Behauptung, unser Sozialstaat sei zu teuer und unwirtschaftlich. In einem atemberaubenden logischen Balanceakt kommt Albrecht von der These, die Löhne und Lohnnebenkosten seien zu hoch, zu der Schlußfolgerung, daß die Sozialleistungen so weit wie möglich lohnunabhängig gestaltet werden müßten. Selbst das Arbeitslosengeld solle nicht mehr ausschließlich über Beiträge, sondern über Steuern, das heißt, vom Staat finanziert werden.

Was Albrecht da so unschuldig forderte, ist nichts anderes als die Abkehr vom Versicherungsprinzip, das bislang als eine Säule der heiligen sozialen Marktwirtschaft galt.

Nun ist aber das konservative Lager nicht gerade ein Hort sozialpolitischer Phantasie, und die forschen Sprüche eines Ministerpräsidenten sind kein hinreichender Grund dafür, daß wirklich etwas geschieht.

SPD und Gewerkschaften treten zwar auch noch nicht für ein Mindestgehalt ein, aber immerhin für eine grundlegende Reform der Sozialhilfe. Auch dabei kann etwas herauskommen, was im Endeffekt einem Mindestgehalt sehr ähnlich sieht. In Holland etwa wird anstandslos eine Sozialhilfe von rund 1200 Mark gezahlt. Eine Bedürftigkeitsprüfung, bei der selbst noch nach dem Notgroschen der Großeltern geforscht wird, gibt es dort nicht.

Bei den Grünen wird das Thema schon seit längerem diskutiert, verschiedene Modelle wurden durchgerechnet. Letztlich wird aber entscheidend sein, ob die, die das Geld brauchen können, auch zeigen, daß sie es haben wollen. Aber um gesunde Zuwachsraten brauchen die Arbeitslosen ja nicht zu fürchten. Wenn auch aus Motivationen, die in ihrer Gegensätzlichkeit kaum krasser sein könnten, haben Linke wie Rechte gute Gründe, für ein Mindestgehalt einzutreten. Bei der Gestaltung der Zahlung dürften sich die Geister aber wieder scheiden.

In ihrer konservativen Version geht es beim Mindestgehalt nämlich nicht um eine möglichst effektive Hilfe für Arbeitslose, sondern um möglichst effektives Sparen. Es soll im sozialen Bereich gründlich aufgeräumt werden. Der christdemokratische Ökonom Wolfram Engels etwa beklagt, daß zur Zeit 90 verschiedene Unterstützungszahlungen von nicht weniger als 40 verschiedenen Behörden oder Quasibehörden geleistet würden. Daß dabei Unsummen einfach »wegverwaltet« wurden, sei ja noch erträglich; wirklich fatal aber sei es, daß das Geld oft nicht einmal die erreiche, die es wirklich brauchen. In einem Mindestgehalt zusammengefaßt, würde die Verteilung dieser Gelder besser, obendrein könnte durch einfache Auszahlung durch das Finanzamt der enorme Verwaltungsaufwand eingespart werden.

Das System hat natürlich einen Haken. Verbissene Sparabsichten unterstellt, ist es dann nämlich auch ein Leichtes, auf Kosten der Unterstützungsempfänger zu sparen, wenn etwa das Mindesgehalt so niedrig angesetzt wird, daß es allenfalls den baldigen zum schleichenden Hungertod abmildert.

Außer Einsparungen bei den Sozialausgaben unterstellen die Konservativen dem Mindestgehalt noch eine zweite kostensenkende Eigenschaft. Die Löhne, so wird argumentiert, würden nach unten hin beweglich, weil sich für einen

Unterstützungsempfänger eine Arbeit auch dann noch lohne, wenn das Gehalt unter dem Existenzminimum liegt. Zusammen mit dem Mindestgehalt hätte er dann immer noch mehr Geld, als wenn er keine Arbeit hätte. Ein »rechtes« Mindestgehalt wird also auf jeden Fall sehr mager aussehen; einmal um die Kosten dafür klein zu halten, zum anderen um Arbeitslose auch zu schlecht bezahlter Arbeit zu zwingen. Arbeitslosigkeit wäre noch immer eine existentielle Bedrohung. Im Vergleich dazu nimmt sich selbst unser heutiges Sozialsystem günstig aus.

Ein Mindestgehalt, das die Lage der Arbeitslosen wirklich verbessert, muß großzügig bemessen sein, eine hochnotpeinliche Bedürftigkeitsprüfung, wie bei der Sozialhilfe, darf es nicht mehr geben.

Technisch sehr einfach ließe sich ein Mindestgehalt über die sogenannte Sozialdividende organisieren. Dabei geht man davon aus, daß jeder Bürger durch Geburt Anteilseigner an der Firma »BRD« wird. Entsprechend wird er auch an der Gewinnausschüttung beteiligt. Bei 1000 Mark monatlich kostet die Sozialdividende dann die Kleinigkeit von 700 Milliarden Mark, und das ist auch der Grund, wieso dieses Modell in der Fachwelt für nicht besonders realistisch gehalten wird.

Es geht aber auch erheblich billiger. So gibt es bei den Grünen Berechnungen für ein Mindestgehalt von 800 Mark, das mit dem Einkommen verrechnet werden soll, einer negativen Einkommensteuer also. Über den Daumen kostet dieses Modell 50 Milliarden. Die Zahl klingt immer noch imposant. Allerdings würde dieselbe Summe heute schon nötig sein, wenn alle, die ein Anrecht auf öffentliche Hilfen haben, diese auch in voller Höhe beanspruchen würden. Da viele der staatlichen Hilfen durch ein Mindestgehalt überflüssig werden, kann es größtenteils mit freiwerdenden Mitteln finanziert werden. Welche Hilfen abgeschafft werden können, wird nicht diskutiert. Sicher aber kann man auf die Sozialhilfe, die Arbeitslosenhilfe und das BaföG verzichten. Ein Wohngeld sollte es auch weiterhin geben, da die Mieten regional doch sehr stark variieren. Auch Renten- und Sozialversicherung sollte weiterbestehen, vom Staat rein nach dem Versicherungsprinzip organisiert; das heißt: jeder bekommt diese Leistungen ausschließlich im Verhältnis zu seinen Einzahlungen, schnörkellos und ohne ständische Privilegien, wie sie derzeit etwa bei Beamten, Ärzten oder Bergleuten üblich sind. Wenn Arbeitslosengeld oder Rente dann zu niedrig sind, werden sie mit dem Mindestgehalt verrechnet und so auf eine annehmbare Höhe aufgestockt.

Zwei volkswirtschaftliche Vorteile des Mindestgehaltes sollen nicht verschwiegen werden. Bei US-amerikanischen Untersuchungen hat man festgestellt, daß eine Menge Leute arm bleiben, obwohl sie sehr viel arbeiten. Sind solche Leute durch ein Mindestgehalt abgesichert, dann können sie es sich leisten, auf eine besser bezahlte Arbeit zu warten oder durch eine Ausbildung ihre Qualifikation zu verbessern. Der Hintergedanke dabei: wer mehr verdient, kann auch mehr Steuern zahlen.

Der zweite wirtschaftliche Vorteil besteht darin, daß ein Mindestgehalt antizyklisch wirkt, es ist also in der Lage, zyklisch wiederkehrende Wirtschaftskrisen abzumildern. Normalerweise haben die Leute in Krisenzeiten weniger Geld und können entsprechend. weniger konsumieren. In der Folge kann die Industrie weniger absetzen und produziert entsprechend weniger, also nimmt die Arbeitslosigkeit wieder zu. Mit einem Mindestgehalt könnten aber auch Arbeitslose in begrenztem Rahmen weiterkonsumieren, der Teufelskreis wäre also teilweise aufgebrochen. Das heißt nun aber nicht, daß kurz nach Einführung eines Mindestgehaltes prompt ein Wirtschaftswunder einsetzt.

Diese Beispiele sollen nur das Totschlage-Argument widerlegen, die Abschaffung der Armut sei unbezahlbar. Aber natürlich hat alles seinen Preis. Statt die Kosten dafür auf die murrenden Steuerzahler abzuwälzen, gibt es auch Vorschläge, das Geld bei denen einzutreiben, die die Arbeitslosigkeit verursachen. Betriebe, die besonders kapitalintensiv produzieren, also viele Arbeitsplätze durch Maschinen ersetzt haben, sollen zusätzliche Abgaben zahlen: pro vernichteten Arbeitsplatz einen nicht zu knappen Satz.

Die Finanzierung ist aber nicht das entscheidende Problem beim garantierten Gehalt, denn eigentlich ist dieses Geld ja schon in den Händen der Bürger. Von den 3600 Mark Monatseinkommen, das die Durchschnittsfamilie hat, sind bereits heute 900 Mark reine staatliche Unterstützung. Problematischer sind liebgewordene Vorurteile, die sich nicht nur in Politikerköpfen festgesetzt haben. Arbeit macht das Leben süß, - aber die Einsicht, daß immer nur Süßes auch nicht satt macht, müßte sich noch viel mehr herumsprechen. Das Berufsverbot für alle bei vollem Lohnausgleich ist nicht mehr fern.

Konkret 12/84, S. 50

Detlef zum Winkel

Hochniedervorwärtsherauszumwegmit

Diesmal ist das Gerücht wahr. Noch in diesem Jahr, bestätigt Hans-Gerhart Schmierer, werde sich der Kommunistische Bund Westdeutschland auflösen. Politisch bedeutsam sei die Entscheidung ohnehin nicht mehr, meint der langjährige KBW-Sekretär. Es gehe lediglich noch um einen rein formalen Akt. Ein bißchen mager für die ehemals größte K-Gruppe der Bundesrepublik. Geräuschlosigkeit war bislang nicht gerade die hervorstechendste der KBW-Tugenden. Wenigstens ein paar Abschiedsgrüße sollten die Genossinnen und Genossen mit auf den Weg bekommen.

Warum die Auflösung gerade jetzt, nachdem eine Mehrheit der Restorganisation in den letzten drei Jahren immer wieder entsprechende Anträge aus den eigenen Reihen abgewehrt hatte? Schmierer antwortet, ohne zu zögern: 1982 wäre es noch falsch gewesen, den Laden dicht zu machen. Inzwischen hätten die Mitglieder in verschiedenen politischen Zusammenhängen, in Bürger- und Friedensinitiativen oder bei den Grünen, wieder Fuß gefaßt und würden dort solide Arbeit leisten. Da könne man sich doch gut auflösen.

So kennen wir den »Joscha« Schmierer. Er hat alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. Das Problem ist nicht etwa, daß dem KBW die Leute in Scharen davongelaufen sind; daß sein politisches Konzept von A bis Z gescheitert ist, und das verbliebene Häuflein sich untereinander nicht mehr ausstehen kann; daß man sich in der überdimensionalen Frankfurter Zentrale wie im Isotrakt vorkommt usw. usf. All das wird vom KBW zwar gelegentlich zur Debatte gestellt, aber die Lage ist so schlecht nicht. Vor allein bessert sie sich laufend. Wir sehen rosigen Zeiten entgegen.

Kenner werden sich an die alte, die klassische KBW-Logik erinnern: Es geht immer voran. Die Massen wollen nach links. Die Arbeiterklasse ist in der Offensive. Oder sie geht gerade von der Defensive in die Offensive über. Naja, mitunter bereitet sie den Übergang vor. In jedem Fall ist sie »ideologisch in der Offensive« (anderer Ausdruck für »Alles Scheiße«). Die Lage ist also günstig für einen Zusammenschluß (und selbstredend dient auch die Auflösung des KBW dem Zusammenschluß, z.B. mit Kräften bei den Grünen). Deshalb sind die Forderungen des KBW gut. Gut sind sie, weil sie richtig sind. Richtig sind sie, weil sie dem Zusammenschluß der Volksmassen dienen. Und für den Zusammenschluß der Volksmassen ist die Lage momentan besonders günstig...

Mit solchen Weisheiten hat der KBW Tonnen von Zeitungspapier bedruckt, tausende von Terminen bewältigt und zehntausende von Stunden verplappert. Daß es ein Dutzend Jahre funktionierte, gehört zu den Wundern politischer Kultur im Modell Deutschland. Unermüdlich wiederholte der KBW sein Wahlsprüchlein, welches tatsächlich die politische Identität der Gruppe trifft:

» Vorwärts im Kampf um die Rechte der Arbeiterklasse und des Volkes! Vorwärts im Kampf für den Sieg des Sozialismus!«

Vorwärts, Kampf, Volk, Sieg, Sozialismus - um die paar dürren Worte kreiste das Gedankengebäude des KBW, und viel mehr hat er nie an sich herangelassen. Langkurzkurzlangkurzkur21angkurzkurzlangkurzkurzkurzkurzkurzkurzlangkurz - Luft holen - langkurzkurzlangkurzkurzlangkurzkurzkurzlangkurz. Der eintönig-holprige Rhytmus war den Mitgliedern in Fleisch und Blut übergegangen. Wer genau hinhörte, merkte, wie die Kader bei ihren Ansprachen unwillkürlich in den Takt fielen. Uhrwerk KBW.

Die linke Organisation als Maschine - jetzt wird's antikommunistisch oder was? Iwo. Ich mochte ja diese KBWIer gerade weil sie in jeder ihrer Amtshandlungen so deutlich hinter dem Anspruch des guten Funktionierens zurückblieben. Der KBW war irgendwo auch die linke Inkarnation von nobody is perfekt. Ich hab ihnen gern zugehört, wie sie bei jedem beliebigen Anlaß ebenso ausführlich wie unbeholfen versuchten, die Richtigkeit ihrer Forderungen und Parolen »neu herzuleiten«. Wenn aber Joscha gegen Ende seiner Referate festzustellen pflegte, »deshalb schlagen wir vor, den Kampf unter folgenden *Losungen zu* führen ... «, war es mit der Konzentration regelmäßig vorbei. Da mußte ich dann immer an Kacke im Wald denken.

Der KBW konnte sich nicht viel anders entwickeln, als es der Fall war, ohne sich selbst zu verleugnen. Die Masche, mit der er sich Anfang der siebziger Jahre aufbaute und 1973 gründete, war »das Programm«. Das unterschied ihn, wenn auch nur graduell, von anderen ML (»Marxismus-Leninismus«)-Parteien, die mit schlichtem Größenwahn als Avantgarde der Arbeiterklasse für sich warben. Der KBW schien dagegen eine inhaltliche Basis vorweisen zu können. So begann ein Fischzug in der Nach-Apo-Linken, der bei örtlichen kommunistischen Zirkeln, welche damals neben der DKP in beachtlicher Vielfalt vorhanden waren, ziemlich erfolgreich war. 1976/77 erreichte der KBW einschließlich seiner Jugend- und Studentenorganisationen nach eigenen Angaben 5.000 Mitglieder. Bis zu 33.000 Exemplare sollen damals von jener »Kommunistischen Volkszeitung« verkauft worden sein, von der man etwas schmeichelhaft feststellen kann, daß sie dem Lesetrieb nicht gerade förderlich war.

Das Programm hatte sich beim Einsammeln bewährt, ohne daß es auf seine Politikfähigkeit getestet werden mußte. Folglich kam es für den KBW in allen Stationen der siebziger Jahre nur noch darauf an, die »Richtigkeit« desselben wieder

und wieder »nachzuweisen«. Das absehbare Ende dieser Masche war gekommen, als wirklich soziale Bewegungen auf den Plan traten: Frauen, Umweltschutz, Rock gegen rechts, Frieden. Sie alle konnten den sogenannten wissenschaftlichen Wegweiser zum Sozialismus nicht besonders lieb gewinnen, schlimmer noch: Sie nahmen ihn einfach nicht zur Kenntnis. 1981 warf der KBW das Programm über Bord. Seitdem ist er nur noch ein Schatten seiner selbst.

Was der KBW in seinem Allerheiligsten zu Papier gebracht hat, läßt sich in den Originalen von Marx, Engels und Lenin, woraus es größtenteils abgeschrieben wurde, weit besser nachlesen. Was er an Konkretem dazupackte, etwa die Wahl von Richtern, Lehrern oder Offizieren »durch das Volk«, gehört in das Kapitel Skurrilitäten der linken Szene.

Verweilen wir jedoch beim Demokratieverständnis des KBW. Nicht, um die autoritären K-Gruppen-Strukturen zum hundertfünfzigsten Mal zu geißeln. Das kann nur von den Betroffenen selbst aufgearbeitet werden. Nebenbei verwundert es immer wieder, wie behend von seiten der »taz« und anderer in dieser Sache der Rohrstock geschwungen wird. Ich muß da immer an den grünen Kreisverband denken. Wie die Frankfurter Sponti-Gang verlegen in Richtung Cohn-Bendit/Fischer schielt, damit bei Abstimmungen die Flossen an der richtigen Stelle gehoben werden. Wie man und frau angestrengt die Mimik der Gurus studieren, um durch Lächeln oder Stirnrunzeln angezeigt zu bekommen, wo's lang geht. Vielleicht dient die große Geste, mit der man die K-Gruppen als stalinistische Mißgeburten in die Ecke stellt, auch dazu, gewisse Verwandtschaften unkenntlich zu machen?

Der KBW hat dem Kampf um Demokratie ungefähr die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet wie dem Kampf für Sozialismus (siehe auch die bewußt unterschiedliche Verwendung dieser Präpositionen im »Vorwärts ... «-Sprüchlein). Nur in der Auseinandersetzung um die demokratischen Rechte, heißt es in zahlreichen Texten, erwerbe die Arbeiterklasse die Fähigkeit, die politische Macht zu übernehmen und die sozialistische Umwälzung durchzuführen.

Sehen wir einmal von der eigentümlichen Auffassung ab, die der KBW in der Praxis von »Kampf« hatte: Dieser fand im allgemeinen (nicht) statt, wenn er vom Zentralen Komitee proklamiert worden war. Stellen wir stattdessen die Frage, die nicht nur von verzagten Intellektuellen auf- und ab- und vor und zurückgeworfen wird, sondern auch in den geliebten Volksmassen nicht totzukriegen ist: Was dann?

Das Verständnis des KBW von dieser altmodischen, aber immer noch ziemlich heiklen Angelegenheit, läßt sich am besten militärisch beschreiben. Man führt eine Schlacht um eine Stadt oder ein Gebiet, damit der Krieg für ein Land oder einen Staat gewonnen wird. Gewollt oder ungewollt liegt das Schlachtfeld in einem solchen Modell am Ende meist in Trümmern. Solange die Volksmassen (die, wie der KBW einmal genial feststellte, »findig« sind) den nicht ganz unberechtigten Eindruck haben, daß es mit der Demokratie so ausgehen könnte, wird es hierzulande keinen Sozialismus geben. Wenn überhaupt. Freiheit läßt sich nicht auf das Mittel zum Zweck der Gleichheit reduzieren.

Nicht daß der KBW sich keine Gedanken darüber gemacht hätte: Die Befreiung der Arbeiter, so hatte er studiert, kann nur das Werk der Arbeiter sein. Um dieses Werk zu vollbringen, verteilte er vor den Fabriktoren seine Anweisungen: Erforderlich ist, daß... Notwendig ist jetzt... Zusammenschliessen muß man sich, damit... Nur unter der Bedingung daß ... Deshalb muß der Kampf... - Das war vielleicht noch verhängnisvoller als die bekannte Politik des Hochniedervorwärtsherauszumwegmit.

Einsichten und Erkenntnisse schienen für den KBW wenig Freiheit und Null Lustgewinn mit sich zu bringen. Du mußt, du mußt, du mußt! Permanentes Muß statt permanenter Revolution.

Es war dieser (keineswegs nur von der Führung auferlegte, sondern auch verinnerlichte) Handlungs- und Denkzwang, der so viele KBW-Mitglieder wie betäubt aus der Gruppe ausscheiden ließ. Möglich, daß es den Arbeitern mit dem Sozialismus ähnlich ergeht. Sie wollen nicht müssen. Sie müssen schon wollen.

Bald nach seiner Gründung hätte der KBW die Gelegenheit gehabt, seinen demokratischen Kampf rechtzeitig zu überprüfen und zu korrigieren. 1975, als das Bundesverfassungsgericht die Fristenregelung im reformierten § 218 strich, trat er für einen Volksentscheid gegen das Abtreibungsverbot ein, gründete überall entsprechende Initiativen und veranstaltete, zunächst mit relativ starkem Anklang, Unterschriften-Sammlungen und Demonstrationen. All das richtete er in einem eskalierenden politischen Amoklauf selbst wieder. zugrunde.

Während nämlich die Frauenbewegung beanspruchte »Abtreibung ja oder nein - das muß Sache der Frauen sei«, setzte der KBW provokant dagegen: »Das muß Sache des Volkes sein«. Auf mißtrauisches Befragen tat er kund, daß damit tatsächlich nicht nur Volksentscheidpropaganda gegen den § 218 gemeint war. Der Beschluß zu einer Abtreibung dürfe nicht von der Frau allein, sondern müsse »demokratisch in der Familie« gefaßt werden. Dies ging bis zu der albernen Behauptung, Mann und Frau hätten gleichermaßen die Konsequenzen zu tragen. Und wie um das chauvinistische Maß voll zu machen, fügte er hinzu, Abtreibungen seien ja nur eine Folge der wirtschaftlichen Not im Kapitalismus. Im Sozialismus seien sie nicht mehr notwendig.

Damit hatte er nicht nur nichts von der Frauenbewegung, von Autonomie und Selbstbestimmung verstanden. Er hatte auch gleichzeitig die denkbar negativste Auslegung für sein Programm mitgeliefert. Den Fehler hat der KBW erst Jahre später

überhaupt bemerkt, und nochmal so lange dauerte es, bis er ihn eingestand. Weil er einfach (außer seinem ZK) niemandem und schon gar nicht den Frauen zuhören konnte. Er redete und redete. Er agitierte und belehrte. Er faselte. Das penetrante Belehren erstickte jedes Lernen. Selbstkritik mußte unter diesen Umständen ein Fremdwort bleiben. Aber das hat er mit allen politisch Aktiven gemeinsam. In dieser Frage ist wirklich die Einheit auf superbreiter Basis hergestellt. Da sind wir ja alle nicht rechts und nicht links, sondern hinten.

Ersparen wir uns den geistreichen Beitrag des KBW zur Faschismus-Frage (»Rechts ist nie radikal« - schon gar nicht in diesem Land, wäre hinzuzufügen), den unvergessenen Sturm auf Brokdorf (»Schleift die Festung!«), die kühnen Schlachtpläne zum Sturz des Frankfurter Magistrats oder des Hamburger Senats, die großartigen Erfolge bei der Beteiligung an Wahlen, den Aufbau eines »Zentrums der Arbeiterklasse« im Wert von schätzungsweise fünf bis sieben Millionen DM in Frankfurt (»die Kapitalisten mit dem Geldsack schlagen« - greift zum Sparbuch, Genossen!), die körperliche Ertüchtigung auf einem Bauernhof in Schleswig-Holstein oder die beliebten Auftritte von Musiktrupps auf Maikundgebungen. Glückliche Bourgeoisie, die nun nicht länger vor solchen schweren Schläger erzittern muß!

Was den KBW überleben soll, ist das rechtzeitig (1983) rationalisierte und auf eine personelle Herausgeberschaft umgestellte Publikationswesen in Form der »Kommune«, deren monatlichem Erscheinen man auch nicht gerade entgegenfiebert. Plötzlich, aber zu spät, wird auf »offene Diskussion« allergrößter Wert gelegt; Schmierer und seine Getreuen geben sich liberal, ausgewogen und natürlich grün.

Da aber jeder Spaß irgendwo seine Grenzen hat, gibt es halt doch ein Thema, bei dem Kontinuität angesagt ist. Das ist der spezifische, nach wie vor an China orientierte Beitrag zur Außenpolitik. Kampf den Supermächten, besondern, vor allem und in erster Linie dem sowjetischen Sozialimperialismus. Von der KP China, die ihren einstigen Vorsitzenden so schnell begrub, weiß man, was das zu bedeuten hat: Notfalls auch mit den Amis gegen die Russen. Um die Friedensliebe auf den Gipfel zu treiben, hat Schmierer dieser Marschrichtung vor nicht allzu langer Zeit den Gedanken beigesteuert, daß das bewaffnete Volk den eventuellen »Verteidigungskrieg gegen die Sowjetunion« wirksamer führen könne als die schlappe Bundeswehr. Glucksmänner gibt es nicht nur in Frankreich. Eine so wachsame Haltung ist mit dem Prädikat Vaterlandsverteidigung sicher sehr milde umschrieben.

Die »Kommune« läßt keine Gelegenheit aus, um sich an die deutsche Frage heranzuschleichen, sei es über den dringend erwünschten Friedensvertrag, das Selbstbestimmungsrecht der Nation, über Blockfreiheit, Neutralität oder andere putzige Einfälle -(»tausche Österreichisierung der BRD gegen Finnlandisierung der DDR«). So badet man denn in den schlammigen Fluten des breiten ideologischen Stroms, der von der Natur zur Erde, von der Erde zur Heimat, von der Heimat zum Vaterland und vom Vaterland nach Deutschland fließt. Muß das schön sein, endlich das Gefühl der Isolation los zu werden. Warum aber noch den linken Anspruch mit sich herumschleppen? Dafür hält die Gesellschaft, wie das Beispiel der 1980 aufgelösten »KPD« (A0) zeigt, lohnendere Jobs bereit.

Wenn es denn wahr ist, daß die KBW-Mitglieder in letzer Instanz von heimatlichen Identifikations-Bedürfnissen umgetrieben wurden, können sie das letzte Jahrzehnt getrost abschreiben. Ging es ihnen aber, auch wenn sie das glatte Gegenteil bewirkten, wenigstens subjektiv um eine Erneuerung des Kommunismus, dann sind zehn Jahre im Leben eines Menschen so viel wie zehn Tage im Leben einer politischen Bewegung (Mao).

Konkret 12/84, S. 54

Peggy Parnass

Mord? Allerdings!

Den Wehrdienst darf man verweigern. Nur gute Gründe muß man zur Hand haben. Ganz einfach sagen: »Ich hab keinen Spaß dran« oder Ach kann mit meiner Zeit besseres anfangen als in einer Kaserne gehorsam zu sein« langt nicht.

Da ist es schon besser zu sagen: »Der Krieg ist ein Verbrechen an der Menschheit. Ich bin daher entschlossen, keine Art von Krieg zu unterstützen und an der Beseitigung aller Kriegsursachen mitzuarbeiten. All dies habe ich als richtig anerkannt, danach zu handeln verpflichtet mich mein Gewissen.« Fragt dann jemand im Prüfungsausschuß, was denn nun genau das Verbrechen sei, das man nicht unterstützen könne, muß man antworten: ~ »Mord. Ich kann nicht Soldat werden, weil Soldaten zum Morden ausgebildet werden. Das verbietet mir mein Gewissen.«

Der junge Mann, der sich 1973 genauso verhielt und daraufhin vom Dienst an der Waffe befreit wurde, heißt Rüdiger Kreissl. Acht Jahre später, 1981, stand er, als Herausgeber des »Lahn Dill Boten«, wegen des gleichen Satzes in seiner Zeitung als Angeklagter vor Gericht. Was er also einerseits zur Erlangung seines Grundrechts als Verweigerer sagen MUSS, darf er als Publizist nicht veröffentlichen: Die Einsicht, daß »jeder Soldat ein berufsmäßig ausgebildeter Mörder ist«.

Dabei ist jetzt schon in Schwamborns »Handbuch für Kriegsdienstverweigerer« in sechster Auflage zu lesen: »Der Soldat wird ein immer perfekterer Mörder« (S. 28). Und an anderer Stelle: »Die staatliche Gewalt bereitet die ihr ausgelieferten Wehrpflichtigen mit der Ausbildung in der Bundeswehr auf das organisierte Töten, den Mord an Unschuldigen, vor.«

Auch in dem weit verbreiteten Fischer-Taschenbuch von Haug und Maessen, »Kriegsdienstverweigerung - Gegen die Militarisierung der Gesellschaft«, wird von der Ausbildung zum organisierten Morden gesprochen.

Weder der Fischer Verlag noch der Autor wurden jemals wegen Beleidigung belangt. Warum auch? Sie haben ja nur gedruckt, was angeblich jeder weiß. Zumindest wußte es auch Tucholsky: »Soldaten sind alle Mörder« schrieb er in der »Weltbühne« , deren Herausgeber Carl von Ossietzky später den Friedensnobelpreis erhielt. Tucholsky wurde zwar wegen Beleidigung verklagt, aber freigesprochen. Das war 1932, am Vorabend des Faschismus.

Ach so! 1932. Dann kann er ja nicht die Bundeswehr gemeint haben! Doch die potentielle Bundeswehr war mitgemeint, als der Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft, Schumacher, dreißig Jahre später sagte: »Soldaten sind Berufslustmörder«. Auch Martin Niemöller war deutlich. »Die Bundeswehr ist eine hohe Schule für Verbrecher«, sagte er. Strauß stellte Strafantrag wegen Beleidigung. Das Verfahren wurde eingestellt.

Und Albert Einstein: »Heldentum auf Kommando, sinnlose Gewalttat und die leidige Vaterländerei, wie glühend hasse ich sie, wie gemein und verächtlich erscheint der Krieg: ich mochte mich lieber in Stücke schlagen lassen, als mich an einem so elenden Tun beteiligen. Töten im Krieg ist nach meiner Auffassung um nichts besser als gewöhnlicher Mord. «

Noch eine Äußerung von vielen, vielen: »Soldaten, einmal auf das Feld der Ehre losgelassen, sind nichts anderes als professionelle Killer.« Das sagte Ernst Unterhorst, Ex-U-Boot-Kommandant im Rang eines Kapitänleutnants über sich und seinen Beruf in KONKRET (2/81).

Das hat also alles überall schon mal gestanden. Warum heute nochmal? Weil im November 1984 der Schriftsetzer und Journalist Horst Stowasser in Hessen zum fünften Mal vor Gericht steht. Erst zusammen mit Kreissl, jetzt allein. Immer wieder und weiter, weil er damals, 198 1, das schrieb, was ihn und den »Lahn Dill Boten« sofort vor Gericht brachte: »Jeder Soldat ist ein berufsmäßiger, trainierter Mörder; jeder Ausbilder ein Anstifter zu Mordtaten, jeder Luftwaffenpilot ein Bombenbastler, jeder Musiker einer Militär-Big-Band ein Public-Relations-Mann des Todes und so weiter!«

Als erster klagte Hans Apel. Und verlor. Als Horst zwei Jahre später so frech war, sich in einem Kommentar selbst zu zitieren, kam die nächste Anzeige. Diesmal von Manfred Wörner. Kurz nach der Wende und gerade vor Kiesling. Zwei neue Sätze kränkten ihn außerdem: »Ein Soldat ist ein Vertreter organisierter Gewalt« und »Das Handwerk des Soldaten besteht im Töten anderer Menschen.«

Prozeß. Die erste Runde ging an Wörner. Das Wetzlarer Amtsgericht sah in allen drei Sätzen eine FORMALbeleidigung. Ist Ehre käuflich? Die der Bundeswehr, jedenfalls, soll 875 Mark kosten. Jetzt ist Horsts Berufung dran.

Vor dem Landgericht Limburg verteidigt sich jemand, der weiß, wovon er redet. Horst ist in Südamerika zum Antimilitaristen geworden. Dort hat er einen Teil seiner Jugend verbracht, dort ging er zur Schule und auch ins Gefängnis. Den Richtern erzählt er von seinen Erfahrungen in Afrika und Asien. Davon, daß Armeen auch schon im sogenannten Frieden Menschen in den Hungertod treiben. Von den Krüppeln und Skeletten, die er am Straßenrand in Biafra sah. Der Angeklagte ist erschüttert, die Richter sind es nicht. Er möge doch bitte zur Sache kommen.

Horst ist Anarchist. Ein Anarchist im Sinne Gandhis, Bubers, Tolstois und Bölls. Er zitiert Kant: »Anarchie ist Freiheit ohne Gewalt«. Horst hat viele Freunde in vielen Ländern. Und einen sechsjährigen Sohn, den er in diesem Sinne aufwachsen läßt. Seine Wahlheimat ist Wetzlar, eine Provinzstadt zwischen Schwerindustrie und Garnison. Mit seinen Sprachkenntnissen konnte er sich als Lehrer und Dolmetscher viele Jahre lang gut ernähren. Damit war Schluß, als die Prozesse begannen. Nach zehn Jahren als beliebter und anerkannter Lehrer bei der Volkshochschule, war er für eine öffentliche Einrichtung »nicht mehr tragbar«. Obwohl er den Prozeß damals gewann. Die Goldmedaille vom Oberbürgermeister für perfektes Simultandolmetschen in sechs Sprachen oder sein hervorragendes Zeugnis trösteten ihn wenig, denn nun hatte er keine Arbeit mehr. Seitdem hält er sich mehr schlecht als recht über Wasser und macht für Alternativverlage Setzarbeiten. Seine Artikel bringen ihm kaum mal ein paar Mark ein. Wenn er sich nicht gerade mit der Bundeswehr herumschlägt, widmet er sich dem »Anarchistischen Dokumentationszentrum«. Das ist eine internationale Bibliothek mit Archiv, von ihm gegründet und im deutschsprachigen Raum einmalig. Seine Frau ist Spanierin, die engeren Freunde kommen aus Argentinien, Italien, Griechenland und der Türkei. Seine Zigarren aus Havanna.

In den Gerichten ist Horst wenig beliebt. Er hat zu viele Argumente auf seiner Seite. Er fragt: »Wieso kann jemand beleidigt sein, der sich und seinen Berufsstand selber ständig als 'Mörder' bezeichnet?« Und dann zitiert er seitenweise aus der Soldatenliteratur, in der er sich mittlerweile gut auskennt. Auch hier immer wieder die Worte »Mord«, »Mörder«, »mörderisch«. Das geht bis hin zum trivialsten Kitsch. Von einem Reservisten-Bierseidel verliest er das Zitat: »Donner, Hagel, Mord und Blitz/ Sendet zum Feinde unser Geschütz«.

Er bringt die Richter in Verlegenheit. Er weist ihnen nach, daß selbst nach JURISTISCHEN Kriterien soldatisches Töten als »Mord« bezeichnet werden muß, und zwar in 92 Prozent der Fälle: In den Grundsätzen der Völkerrechtskonvention von 1950 heißt es in Absatz 1 b unter Kriegsverbrechen: »Als Mord oder Grausamkeiten (...) die mutwillige Zerstörung von Großstädten, Städten und Dörfern oder deren Verwüstung ... « und unter c: »... unmenschliche Taten, die sich gegen die Zivilbevölkerung richten«. Horst fährt fort: »Da sich das Verhältnis zwischen getöteten Zivilisten und getöteten Soldaten zwischem dem Ersten Weltkrieg und dem Vietnamkrieg von 5:95 auf 92:8 verschoben hat, kann ich daher hier reinen Gewissens meine 'Äußerung, wegen der ich angeklagt bin, noch verschärfen, indem ich sage: Krieg besteht heute zu 92 Prozent aus Mord im juristischen und zu 8 Prozent aus Mord im moralischen Sinne.«

Aber was schert deutsche Richter ihre Verlegenheit? Dies alles habe mit der Sache nichts zu tun. Acht Beweisanträge werden mit diesen Argument abgelehnt. En bloc.

Warum sollte es die Justiz auch mehr bewegen als die Moraltheologen, die Wallraff um ihr Gewissen anging? Wallraff gab sich als Großhändler aus, dem unendlich günstig eine Riesenmenge Napalm angeboten worden sei. Nun sei er im Konflikt. Alle Moraltheologen redeten ihm gut zu, das Geschäft zu machen, bevor ihm ein anderer zuvorkäme. Nur ein einziger hatte ganz leise Bedenken.

Doch selbst wenn man die unkonventionellen Waffen in die Ecke stellen würde, um wieder zu den konventionellen zurückzukehren - dem Toten ist es sicher ziemlich egal, wer oder was ihn ermordete. Aber sogar wenn er anklagen könnte - nach Kriegen ist niemand da, den man zur Rechenschaft ziehen kann. Denn im Gegensatz zur Beleidigung im Frieden ist das Töten im Krieg kein Verbrechen.

Die Justiz ist starr, andererseits flexibel. Immer von der gleichen Firma entlohnt wie das Militär, hier und überall, paßt sie sich der jeweiligen Regierung an. Was Verbrechen ist und was eine Heldentat, entscheidet der zufällige Geburtsort und das Datum. Irrtümer werden manchmal, wenn auch für die Opfer zu spät, eingestanden. Sacco und Vanzetti sind inzwischen rehabilitiert. Einige Widerstandskämpfer auch. Nur - was nützt das in akuten Fällen?

Horst erging es nicht viel anders als Wallraff. Kurz vor der erneuten Strafanzeige interviewte er zum Hiroshimatag fünf hohe Bundeswehroffiziere. Er fragte sie, ob sie auch eine Atombombe abschießen würden, wenn sie den Befehl dazu erhielten. Keiner sagte nein. Unter den Befragten war auch ein Wetzlarer Oberstleutnant. Heute sitzt er in Limburg als beleidigter Nebenkläger im Prozeß gegen Horst Stowasser. Mit ihm steht und fällt die Anklage, denn er geht davon aus, daß er und nur er mit den Zitaten gemeint war. Denn sein Name stand in dem Kommentar, in dem Horst 1983 seinen Artikel von 1980 zitierte. So hat die Bundeswehr einen willkommenen Vorwand, endlich einmal auf dem Rechtsweg Sprach- und Denkregelung durchzusetzen. Um den Oberstleutnant, der nebenher noch fünffache Funktionen bei CDU und Bundeswehr ausfüllt, geht es dabei nur am Rande - um seine gekränkte Ehre schon gar nicht. Er ist nur die goldene Brücke zur Verurteilung. Und die Beleidigung die notwendige juristische Voraussetzung dafür. So kam es, wie es kommen mußte. Ein laut schreiender und wild gestikulierender Staatsanwalt erklärte den staunenden Schulklassen, Journalisten und Friedensfreunden im Schwurgerichtssaal des Limburger Landgerichtes, daß dies kein politisches Verfahren sei. Und fuhr fort: »Ich kenne den Russen. Mir brauchen Sie vom Krieg nichts zu ' erzählen. Ich war selber Obergefreiter und in Kiew und Dresden dabei. Und ich sage Ihnen: Ich bin stolz auf die Bundeswehr! Wenn wir die nicht hätten, hätte uns der Russe längst kassiert!« Das alles in hessischer Mundart. Das ist Heimat!

Der Vorsitzende, Richter Ringel, sprach schuldig. Jener Oberstleutnant sei zu recht beleidigt, denn er sei eindeutig genannt und könne alle diese schlimmen Worte auf sich beziehen. (Das war auch nie bestritten worden ...) Im übrigen käme es gar nicht auf die eine oder andere Formulierung an. Zur Beleidigung genüge, daß man einen Gegner »in der Absicht der Mißachtung als inadäquaten Gesprächspartner darstellt«. Man beachte! DIESE Definition von Beleidigung könnte, wenn sie sich durchsetzt, Geschichte machen.

Horst indessen spielte nicht bis zu Ende mit. Nachdem der vierzehnte Beweisantrag abgelehnt worden war, hatte er das Gefühl, durch seine Anwesenheit den Gang der Gerechtigkeit zu stören. »Ich mach's jetzt wie Barzel - nur mit reinem Gewissen. Ich lasse Sie jetzt mal allein, mit all Ihren Vor-Urteilen!« Sprachs, und verließ die Anklagebank.

Den Rest schafften die Männer des Rechts auch allein: 35 Tagessätze á 25 Mark.

Ein Spendenkonto für Horst Stowasser gibt es auch: Bank für Gemeinwirtschaft, (BLZ 515 101 11), Konto-Nummer: 10 799 197 05. Das Konto führen die Rechtsanwälte Becker/Egler/Borchers in Wetzlar unter dem Kennwort: Hilfe für die bedrohte Sprache

Konkret 12/84, S. 57

Christel Dormagen

Nicaragua nackt

Und dann das letzte Kapitel im Postfeminismus: die Erotik nämlich oder die Sexualität oder der Körper. Oder auf deutsch: das Nackte. Nacktheit im Bild. Wann ist eine abgebildete nackte Frau nackt?

Während in einem Buch über feministische Kunstwissenschaft gerade noch Rubens- etc.-Frauen als Objekte des männlich-begehrlichen Blicks entlarvt werden (siehe Literaturliste »FrauenKunstGeschichte«) prangt in »Emma« schon Manon auf dem Titel und im Heft. *Mit* Brüsten und *mit* Schamhaaren und *mit* vielen Wörtern zum richtigen Lesen der richtigen Nacktheit. Die Performancekünstlerin Manon als Selbstische, Unangreifbare - die Ausgestellte als nicht Ausgestellte: die Subjektfrau.

Zur selben Zeit erscheint, im Haffmanns-Verlag und piekfein aufgemacht, ein Kunstband über Felicien Rops. »Der weibliche Körper. Der männliche Blick«. Herausgegeben und klug bedacht von Friederike Hassauer und Peter Roos. Rops (1833-1898) wurde, im 19. Jh. und später auch, kräftig als Hersteller von Pornographie benutzt. Nackte und halbnackte Frauen in nichtneutralen Haltungen *sind* eben pornographisch.

Die Analyse der Autoren ist feinsinnigst: Mann und Frau beschreiben den Befund, ohne daß der männliche vom weiblichen Denkteil zu scheiden wäre; es sind eben beide durch die feministische Denk- und Blickschule gegangen. Aber trotz schlauester dialektischer Zubereitung des Mahls, - die abgebildeten Szenen , Frauen vor allem (Kokotten hießen sie damals), bleiben, ja - was? Erotisch sagt man da meist, wenn man peepig meint. Auch wenn sie offenkundig einen historischen, d. h. sichtbar vergangenen Zustand konservieren. Das Raffinierte scheint eben dieser historische Schutz zu sein. Der geile Blick muß sich nicht sofort selber erkennen, wie er es an Sexfotos täte, an denen er zu gut gelernt hat, was falsch und was richtig ist.

Es stellt sich jenes inzwischen so dringend notwendige hochkomplizierte Gleichgewicht zwischen edelster Aufmachung, scharfmachenden Abbildungen und wegweisendem Text ein. Wie soll ich z. B. den Verlagsbeizettel lesen. »Hiermit versichere ich, daß ich das 18. Lebensjahr vollendet habe und das Buch ausschließlich für meinen privaten Gebrauch erwerbe. Ich verpflichte mich, das Buch verschlossen aufzubewahren und« so weiter. Ist das formaljuristisch oder die neueste List des geilen Versprechens ... ? (Bilder finden sich im Bücherteil)

Es bleibt halt, kein verdammtes winzigstes Eckchen mehr, in dem direktes, unschuldiges Verhalten - um bloß nicht zu sagen: spontanes! - möglich wäre. Immer steckt man schon mitten im verwickelten Gesinnungslabyrinth.

Oder Nicaragua. Der Bericht unseres Nicaraguakorrespondenten über den Einmarsch der Amerikaner liegt der Redaktion schon vor. Es ist einerseits bekannt, daß der Weihnachtstermin sich in jüngster Vergangenheit mehrmals bewährt hat für solche Operationen: in Polen z. B. und in Afghanistan. Die Öffentlichkeit ist in solchen Zeiten keine, sondern privatmenschlich absorbiert. Um Weihnachten herum liegen andererseits die Produktionszeiten für Zeitschriften denkbar ungünstig. Man muß lang vorausschauend produzieren. Die Zeitung wird also, mit diesem Vorlauf, als Nachrichtenhändler endlich mal erster sein.

Alle Anzeichen sind ohnehin längst öffentlich benannt: sowjetische Schiffe entladen MiGs; Ausländer haben Flüge zur Flucht aus Managua gebucht; die Volksmiliz bewaffnet sich; honduranische Armee steht bereit; Geld und Lebensmittel werden gehortet. Texanische Soldaten haben Urlaubssperre.

Viele sind an der Produktion des Ereignisses beteiligt. Und die Katastrophe hat längst begonnen. Allerdings verkehrtherum, sie *beginnt* mit den *Folgen.* Das einzige nämlich, was auf sich warten läßt, was einfach bummelt und bald schon egal wird, ist die auslösende/abschließende (?) Tat. Der blanke Fakt. Nur: nackte Tatsachen gibt es eben nicht (siehe oben). Nur das Reden und Schreiben, das sie herstellt, ihnen einen Namen gibt, sie schafft, indem es sie erklärt, und sie damit in den Köpfen auch schon erledigt.

Und so liegen der Redaktion denn auch zweitens schon seit einiger Zeit Anfragen vor: zwei Spezialisten, die nicht genannt sein möchten, bieten ihre Einschätzung des USA-Einmarschs an. Eine eher scharfe moralische und eine eher scharfe politische Verurteilung der schändlichen Tat. Da beide vielbeschäftigte Empörer sind und Weihnachten außerdem verreisen wollen, haben sie vorgearbeitet. Sie schreiben, daß sie zusätzlich schon unter ihren öffentlichkeitswirksamen Freunden eine Liste für Unterschriften haben herumgehen lassen. Geld für die große FR-Anzeige »Wir klagen an«, von A bis Z, ist schon gesammelt. Mit dem WDR steht der eine der beiden derweil in Verhandlung für ein TV-Podiumstribunal. Die nötigen Kontrahenten sind angerufen worden. Man hat einander seine Statements zugeschickt: was wer sagen wird und nicht sagen wird. Ein Querkopf ist wieder ausgeladen worden. Man munkelt daß es Pohrt sei. Seiner Amerikafreundlichkeit sei nicht zu trauen, wird befürchtet.

Zynisch findet man immer, daß Nachrufe schon in den Redaktionsschubladen liegen, wenn die Kultur- und Politikgrößen noch gar nicht tot sind. Zynisch ist vielleicht eher die Vorstellung, daß das nachträgliche Bemeinen den Schrecken der Sache überhaupt noch erreichen könnte. Zynisch ist vielleicht eher, daß das Ereignis gar nicht mehr vorkommt im I des Interpretierens. Das fortwährende Geschäft des Hin- und Herkommentierens macht es austauschbar, läßt es schließlich sterben auf den Wortschlachtfeldern. Das im nachhinein Betroffensein verkehrt sich in ein vorweg nicht Ernstnehmen. Und es ist wirklich schnurzegal, wer wann was wie gefunden hat, und morgen schon vergessen.

Da es ohne Kolumnieren nicht geht, schon zur status quo-Beruhigung, da sowieso ständig mit nichts anderem als soft ware gehandelt wird, schaffe ich mir besser meinen Gegenstand selber, damit er wenigstens so paßt, wie ich ihn brauche, um mich meinungsmäßig an ihm abzuarbeiten. Dann überlege ich nächstes Mal, ob es sich um patriarchalen Rassismus handelt oder nicht, wenn bei einer Geburt von siamesischen Zwillingen das Mädchen und nicht der Junge getötet wird - weil nur einer von beiden überleben kann.

Nutzen tut es nicht. Und schaden dann auch nicht.

Konkret 12/84, S. 58

Thomas Östreicher

»...eigentlich hasse ich Bücher«

Millionenverluste, klagt die deutsche Buchindustrie, entstünden ihr durch illegale Raubdrucker, die, ohne Autorentantiemen zu zahlen, im Hinterhof hergestellte Billigausgaben unters Lesevolk streuen. Und tatsächlich: Raubgedruckt wird alles, was auf dem Buchmarkt ein Erfolg ist oder einer zu werden verspricht. Der Vertrieb der fotomeschanisch verkleinerten Bücher mit der unaufwendigen Paperback-Ausstattung ist weit verstreut organisiert und läuft über Büchertische, alternative Buchläden oder im Handverkauf. Reinhard *, 26 Jahre alt, geht in einer westdeutschen Universitätsstadt abends mit einem Korb unter dem Arm durch Kneipen und verkauft derzeit etwa 20 verschiedene Raubdrucke. Thomas Östreicher fragte ihn nach seinen Untergrund-Geschäften.

Es war Zufall, reiner Zufall. Ich habe jemanden kennengelernt in einer anderen Stadt, und der hat mich gefragt, ob ich das hier versuchen wollte. Da habe ich mir dann ein kleines Paket mitgenommen, und das hat funktioniert. Seitdem mache ich das seit ungefähr einem Jahr regelmäßig.

das ist fast wie bei einer Spionageorganisation

Insgesamt gibt es nicht mehr als höchstens ein Dutzend Gruppen, die Raubdrucke machen im Bundesgebiet. Die Druckereien sitzen in Berlin, Göttingen, Hamburg, Hannover und Freiburg, das sind wahrscheinlich die Städte. Dann gibt es noch so Gelegenheitsdruckereien, die das ab und zu machen. Zum Beispiel kam eine Ausgabe von »Momo« mal aus Darmstadt. Es gibt nämlich auch bürgerliche Druckereien, die Raubdrucke herstellen.

Der Vertrieb organisiert sich über Mundpropaganda. Das ist fast wie bei einer Spionageorganisation: Ich selbst kenne nur einen Vertreiber, der wiederum nur bei einem Teil der Titel, die ich verkaufe, auch der Hersteller ist. So alle drei Monate fahre ich mal nach Berlin und packe die Bücher in den Kofferraum, und wenn eines außergewöhnlich gut läuft, wie Watzlawick, »Anleitung zum Unglücklichsein«, dann kriege ich auch mal zwischendrin ein Paket mit der Post, natürlich nicht gerade als Büchersendung.

Schwierigkeiten an der Grenze hab ich noch nie bekommen. Die wissen meistens gar nicht, was ein Raubdruck ist oder interessieren sich nicht dafür. Und die Polizei wird ja erst aktiv, wenn jemand Anzeige erstattet.

leider verdiene ich an den »Spiegel«Bestsellern um besten

Nachgedruckt werden erstmal die »Spiegel«-Bestseller, die ein bißchen anspruchsvolleren, also kein Simmel oder Peter Scholl-Latour und solcher Schwachsinn. Dann geisteswissenschaftliche Bücher und Pädagogik-Literatur wie Alice Miller, »Du sollst nicht merken«, und dann noch zu einem Drittel politisch interessante Sachen, von Kiepenheuer & Witsch »Der Apparat« zum Beispiel, »Ende« von Anton Andreas Guha. Und halt »Chemie in Lebensmitteln«, »Bittere Pillen«...

Leider verdiene ich an den »Spiegel«-Bestsellern am besten, obwohl ich die am miesesten finde, abgesehen vielleicht noch von Eco, »Der Name der Rose«, das ist ein Buch, das gut ist *und* ein Renner.

früher waren es wichtige politische Titel

Manchmal zwingen wir die Verlage, schon früher als geplant Taschenbücher herauszugeben. Ganz extrem war das bei der Alice Miller. Alle drei Suhrkamp-Bände gab's als Raubdrucke; und das war auch der schnellste Umsatz, den ich je gehabt habe. Dann sind die Taschenbücher wesentlich früher erschienen, als vom Verlag vorgesehen.

Früher, Ende der sechziger Jahre, als das anfing mit den Raubdrucken, wurden vor allem vergriffene Bücher wieder zugänglich gemacht oder wichtige politische Titel, die für die meisten zu teuer waren. Da ist auch ein ganz schöner Reibach mit gemacht worden bis vor vier, fünf Jahren. Aber heute ist in der Szene nach meiner Einschätzung keiner, der viel verdient.

Die Auflage liegt so normalerweise bei einem Tausender. Wenn der schnell weg ist, werden nochmal tausend nachproduziert, aber viel mehr ist das meistens nicht. Der Verkaufspreis richtet sich nach dem Umfang und beträgt in der Regel ein Drittel oder die Hälfte vom Buchhandelspreis der Originalausgabe. Die Bücher kosten also von drei bis vier Mark angefangen bis maximal 16 bis 18 Mark. Davon geht ein Viertel ab für die Herstellungskosten.

»Deutschland umsonst« lief ganz schlecht

Ich selber mache einen Monatsumsatz von höchstens 800 bis 1000 Mark. Die Gewinnspanne liegt bei 40 Prozent. Von »Der Name der Rose« habe ich hier in der Stadt etwa zweihundert Stück verkauft. Das ist nicht viel, aber mit am meisten,

was ich bisher von einem Titel losgeworden bin. Im Schnitt verkaufe ich von einem Buch fünfzig bis siebzig Stück, manchmal auch nur ganz wenig; »Deutschland umsonst« lief ganz schlecht.

Was mich reizen würde: Der Deutschen Bibliothek jeweils die neuesten Neuerscheinungen zuzuschicken, aber dafür kriege ich ja kein Geld.

In jedes Buch lese ich mal ein bißchen rein, damit ich den Leuten auch was drüber erzählen kann, aber ich bin kein Germanist. Ich hasse eigentlich Bücher. Was ich lese, sind Comics. Zehn bis zwanzig Prozent von dem Angebot, das ich habe, würde ich mir selbst zulegen, den Rest finde ich Schrott.

einer fand mich so ‚schlimm, daß er ein Gedicht über mich schreiben wollte

Ich gehe eigentlich nur in Szene-Kneipen, in denen sich so die untere Schicht des intellektuellen Niveaus bewegt, die gehobene Schicht erreiche ich gar nicht. Deswegen habe ich auch keine Angst, daß ich mal Verlagsleuten begegne.

Da war mal ein Trottel, der fand das so schlimm, daß ich die Bücher in einem Obstkorb wie auf dem Markt verkaufe, daß er ein Gedicht über mich schreiben wollte. Nicht über die Preise oder die Titel hat er sich aufgeregt, nur über den Vertrieb. Ein andermal, da war's kritisch. Da war ich am Verkaufen, und da hat mir einer gesagt, am Nebentisch sitzen ein paar Staatsanwälte und Richter, und denen hatte ich auch gerade einige Bücher gegeben. Die haben sich köstlich amüsiert, aber nichts gemacht.

das ist wie beim Ladendiebstahl, damit muß ich halt loben

Vorm Erwischtwerden habe ich eigentlich gar nicht so 'ne Angst. Wenn ich mal erwischt werden würde... Ich glaube, da gab's in Hamburg schon mal ein Urteil, das hat den dann einen Tausender gekostet. Das ist auch nicht anders, als wenn ich bei einem Ladendiebstahl erwischt werde. Damit muß man halt leben. Ich habe nicht vor, irgendwann einmal Bundeskanzler oder Rechtsanwalt zu werden.

Ich nenne die Bücher den Leuten gegenüber in der Kneipe immer Volksausgaben, Billigausgaben und so weiter. Teilweise sind die so naiv, daß sie von Raubdrucken noch nie was gehört haben und sich wundern - ach, das gibt's schon als Taschenbuch? Aber die meisten blicken sofort durch, stellen auch keine Fragen. Einige sind aber auch sauer und sagen: Ihr Arschlöcher, ihr geistigen Räuber und so. Die haben wirklich die Vorstellung, ich gehörte zu einem riesigen Konzern. Das sind wahrscheinlich die ganz eingefleischten Literaten, die ein Buch als einen heiligen Kultgegenstand betrachten und überhaupt kein realistisches Verhältnis dazu haben. Ich finde manche Bücher von der Aufmachung auch toll. Aber dieses sinnliche Erlebnis ist eigentlich nur begüterten Leuten vorbehalten. Die Qualität der Raubdrucke ist dagegen meistens miserabel: Fehldrucke, wo Seiten nicht bedruckt sind, gibt's immer noch, aber nur ganz wenige, vielleicht zwei bis drei Prozent. Früher waren das bestimmt zehn bis zwanzig Prozent.

ein guter Verlag wird nicht geschädigt

Den Vorwurf, von wegen geistiger Diebstahl, den sehe ich schon ein. Und wenn ich merken würde, daß wirklich jemand reich damit wird oder einen Autor arm damit machte, dann wäre ich auch dagegen. Gut, manchmal passieren auch Flops, zum Beispiel bei der Autobiographie von dem Mesrine, das ist ein ganz kleiner Verlag. Da habe ich ein paar von abgenommen und dann gesagt, daß ich keine mehr haben will, weil ich das blöde finde.

Oder der Rotbuch-Verlag, der ist tabu, der wird nicht nachgedruckt; obwohl zum Beispiel Peter Paul Zahl, »Die Glücklichen«, die könnte man ganz gut machen. Aber das wird es nie geben, weil das ein guter Roman ist und ein guter Verlag; und die werden nicht geschädigt. Die Raubdrucker kommen halt auch aus der alternativen Szene und Hausbesetzerszene.

Wenn ich ein Buch, das normal 58 Mark kostet, als Raubdruck für 14 verkaufe, dann kann ich mir vorstellen, daß dadurch dem Verlag kein einziges verkauftes Buch verlorengeht, weil das Original sowieso keiner gekauft hätte. Deswegen wundert es mich immer, daß sich einige Leute so aufregen, wir nähmen den Autoren das Geld weg, das ist eigentlich völlig absurd. Wenn ich lese, Umberto Eco geht fünzigtausendmal weg, und wir machen den tausendmal nach, dann ist das ein derart geringer Gewinn... Wie gesagt, da ist niemand dabei, der viel verdient, und mir selbst macht das Bücherverkaufen Spaß.

das Original hätte sowieso keiner gekauft

Ob ich politisch bin? - Also, die Grünen sind mir nicht links genug. Früher war ich mal beim KBW, bis ich da rausgeflogen bin, weil ich nicht zur Bundeswehr wollte. Im übrigen denke ich nie länger als ein halbes Jahr in die Zukunft. Trotzdem glaube ich, das läuft ewig weiter. Ich verdiene zwar nicht viel damit, aber es reicht als Zubrot. Mein Auto ist jetzt kaputtgegangen, und ich habe mir vorgenommen, das neue will ich über Bücher finanzieren.

Was mich interessieren würde demnächst: Da gibt es in Herne einen Versand für Musik-Video-Cassetten, und in Videozeitungen stehen oft Anzeigen von Leuten, die Video-Clips anbieten und Live-Mitschnitte. Die werde ich mal anschreiben. Davon könnte man dann Kopien ziehen und bei Diskotheken anfragen, ob die Interesse haben, die auszuleihen.

* Name von der Redaktion geändert

Konkret 12/84, S. 60

Kade Schacht

Eno: Dr. Jekyll & Mr. Hyde

Ein Vorschlag f□ r Kenn-ich-wei□ -ich-interessiert-mich-nicht-Leser/innen: Vielleicht nochmal aufstehen, die Platte □ My life in t Bush of Ghosts□ besorgen und ein □ weitesmal mit Lesen beginnen

1.

Berlin 1974: Das Metamusik-Festival, Markenzeichen außergewöhnlicher Musik, lädt die Popfans in die Nationalgalerie ein. Angekündigt ist ein Abend mit den Underground-Superstars Nico, John Cale und Eno. Die Erwartungen der Velvet Underground- und Roxy Music-Fans sind hochgeschraubt. Man will die Stars in vertrauter Pose sehen. Aber es kommt ganz anders. Nico intoniert mit einer indischen Quetschkommode Lieder mit monotoner Stimme in deutscher Sprache, das Publikum mit den drei Strophen der Nationalhymne nervend. Cale zupft lustlos am Bass herum und Eno - tut gar nichts. Nur ein paarmal berührt sein gespreizter Finger die Tastatur seines Synthesizers. Es fiept ein bißchen. Alles ruft schon: »Runter von der Bühne!«, da nimmt er das Glas, das vor ihm auf dem Syntheziser steht, und läßt es mit einer theatralischen Gebärde auf dem Gerät zerschellen - ping! Tief zerstritten verläßt die Menge den Musentempel.

Berlin 1981: Der Plattenmarkt schießt aus allen Rohren. Es wird ermüdend, Sich all die Neuerscheinungen reinzuziehen. Da bleibt ein Ohr hängen: »My life in the Bush of Ghosts« steht auf dem Cover, das ein verschwommenes Videobild zeigt, ein Collage-Album von Brian Eno und David Byrne, dem Frontman der profiliertesten New Wave Gruppe: den Talking Heads. Vor allem ein Stück: »Regiment«. Die Stimme einer Sängerin aus den Bergen des Libanon, collagiert mit einer Rhythmussektion von Eno und Byrne. Ein Lied, das all die Trauer, die Wehmut, die Melancholie der 70er Jahre in sich trägt. Die Herzen der Plattensammler schmelzen. Ethnische Musik, kombiniert mit Pop, wird zu einem Trend der Musikszene.

Berlin 1984: »Stellt bloß diese Musik ab!« so die BZ-Schlagzeile. Anlaß: Brian Enos minimalistisches Musikenvironment »Music for Airports« wird im Flughafen Tegel aufgeführt, bzw. installiert. Der Skandal hat ein Festival minimalistischer Musik zum Rahmen, das die Freunde guter Musik e.V. zusammengestellt haben. Ernst Schenkel, Kundendienstleiter von PanAm: »Berlin ist eine aufgeschlossene Stadt, aber müssen solche Experimente ausgerechnet bei uns gemacht werden.« Das Wunder besteht darin, wie eine so ruhige, nervenentspannende und meditative Sache wie die »Music for Airports« eine derartige Welle von Aggressionen auszulösen vermag.

2.

Autobiographie

»Ich wurde am 15. Mai 1948 in Woodbridge, Suffolk, geboren und von Nonnen und Brüdern des De la Salle-Ordens erzogen. Später besuchte ich zwei Jahre die Ipswich Art School und drei Jahre die Winchester Art School. Ich begann mit Phonetik zu experimentieren und Kybernetik zu studieren... In Winchester studierte ich Bildende Künste (Malerei und Skulptur), aber ich verbrachte dort eine Menge Zeit damit, konkrete Poesie herauszubringen und Musik aufzuführen. 1967 bildete ich eine Gruppe mit wechselnden Mitgliedern, die sich »Merchant Taylor's Simultaneous Cabinet« nannte Wir führten Werke von mir selbst und von verschiedenen zeitgenössischen Komponisten auf, wie Christian Wolff, Tom Phillips und George Brecht. Ich half bei der Gründung der ersten Rockgruppe, mit der ich zu tun hatte (The Maxwell Demons), und baute eine 1.000 Kubikfuß-Version von George Brechts »Drip Event«. Die Maxwell Demons traten nur zweimal auf, der Drip Event wurde von Vandalen zerstört.

In London begann ich dann mit einer Gruppe von Freunden (meistens frühere Kunstschüler) zusammenzuarbeiten. Ich beteiligte mich kurz am Seratch Orchestra und errichtete mein erstes Heimstudio. Im Januar 1971 ging ich zu Roxy Music. Wir übten fast ein Jahr und brachten unsere erste Platte im Frühjahr 1972 heraus. Dann tourten wir beinahe ununterbrochen, bis ich im Juli 1973 ausstieg. Seitdem habe ich eine Anzahl von Alben auf meinem eigenen Label, Obscure Records, produziert. An verschiedenen Universitäten habe ich Vorlesungen über verschiedene Aspekte zeitgenössischer Kultur und über die Bedeutung der kybernetischen Wissenschaft als Sprache zur Beschreibung von Kunst gehalten. Für sieben Filme und zwei Theaterstücke habe ich die Musik geschrieben, von der eine Auswahl demnächst auf Platten erscheinen soll. Im Moment schreibe ich an einer Studie über autopoetische (»selbsterzeugende«) Musik, für ein Buch des Kybernetikers Stafford Beer.

Wenn ich mir meine letzten Alben anhöre, überrascht mich mein Vertrauen in die Einfachheit. Wenn ich daran denke, daß das, was ich damals machte, von ganz anderen Voraussetzungen geleitet war....Wenn du mit einer Arbeit beginnst, kannst du ein paar Gründe im Kopf haben, die angeblich das Werk motivieren. Sie sind nützlich, weil sie eine Richtung liefern und den Anstoß, die Trägheit zu überwinden. Aber wenn das Werk vollendet ist, werden diese Gründe plötzlich zu Alibis:

bloße Rationalisierung einer konfusen und komplexen Folge von »Trials and Errors«, die das Stück zu dem gemacht haben, was es ist. Und wenn das Stück bestimmte Fragen beantwortet hat, so sind es mit ziemlicher Sicherheit nicht diejenigen, die am Anfang gestellt worden sind. Manchmal entdeckst du die Frage erst, nachdem du die Antwort gefunden hast.

Das Problem mit den Alibis, wenn du an sie glaubst, ist immer, daß sie dich im Stich lassen. Sie werden dich dazu führen, zu glauben, daß alles sauber und einfach sein wird, »wenn das System in Ordnung ist«. Aber wenn das System wirklich in Ordnung ist, wird es sich einen kontrollierten Bereich exploratorischer Irrtümer erlauben, denn da es mit uns das Problem des Überlebens teilt, muß es auch unsere Abweichungen (unsere Flexibilität) teilen.« (Seine Autobiographie verfaßte Eno in der zweiten Hälfte der 70erJahre).

3.

Zu der Zeit, als die Beatlemania England überschwemmte und eine ganze Generation empfänglicher Jugendlicher in ihren Sog zog, versteckte sich Brian Eno in der Geborgenheit und geistigen Einsamkeit der Ipswich Art School. Mit 16 Jahren geriet er dort in den Sog von etwas viel Faszinierenderem als John, Paul, George und Ringo. In Ipswich entdeckte Eno das Tonbandgerät. Es war vielleicht der wichtigste Fund seines Lebens und löste eine Reise durch Klangexperimente aus, die bis heute anhält. Er entwickelte sich gegen diese Umgebung des »Wir werden euch nicht sagen, was möglich ist und was nicht« und fuhr fort, alle Möglichkeiten von Bild und Ton auszuprobieren.

An der Winchester School of Art, wo er seinen Abschluß der Bildenden Künste erhielt, wurde er Präsident der Studentenvertretung und gab deren Geld aus, um angesehene Avantgardemusiker wie Cornelius Cardew, Christian Wolff, John Tilbury und Morton Feldman einzuladen. Beeinflußt von Cardews »School Time Composition«, John Cages Buch »Silence« und den Begriffen anderer Systemkünstler (»ihr Akzent liegt eher auf dem Vorgang als auf dem Endprodukt«), wurde er von Andy Mackay an die Reading University gebracht, um dort Studenten zu unterrichten. Jahre später, als Mackay und Bryan Ferry die Art Rock-Gruppe Roxy Music gründeten, wurde Eno eingeladen, Mackays VCS 3-Synthesizer zu spielen und den Sound zu mixen. Er stieg mit Begeisterung in die Pop-Szene ein: Schminke auf der Bühne, Styling, eine androgyne Erscheinung. Es war die Zeit der Glitter-Ära in England. Marc Bolan und T.Rex waren großartig, David Bowie war in seiner Ziggy Stardust-Phase. Elton John hatte gerade »Honky Chateau« herausgebracht und wurde von der Kritik gefeiert. Und Roxy Music spielte als Vorgruppe für Gruppen wie Alice Cooper und Gary Glitter. 1972 war Eno ein richtiger Pop-Star geworden. Aber er wahrte sich eine Art Jekyll & Hyde-Existenz für seine »ernsten Sachen«. Schon 1972 begann er in seinem Heimstudio mit dem King Crimson-Gitarristen Robert Fripp Klangexperimente durchzuführen: heraus kamen dabei zwei Alben: »No Pussyfooting« und »Evening Star«. Von Anfang an untersuchten diese Experimente einen zenartigen Klangstrom. Es war eine geglückte Vereinigung von Fripps Tonclustern und seinem verzögernden Gitarrenspiel mit Enos schier unerschöpflichem Einfallsreichtum bei der Programmierung von Bandschleifen, die über einen Synthesizer gejagt wurden.

Diese Experimente vertrugen sich natürlich schlecht mit Enos Status als Popstar, und das Management erhob entschiedenen Einspruch. Dennoch wurden die Experimente weitergeführt. Eno sieht heute die Chance des Popstar-Daseins eher als Falle, die ihn von Wichtigerem fernhielt: »Ein typischer Fall von Vermeidungsstrategie war das 'Rock Superstar-Ding', denn nachdem ich Roxy verlassen hatte, bot sich als erstes an, eine Art Solokarriere als Frontman einer Band zu starten, und ich fing sogar damit an. Aber kurz danach wurde mir klar, daß ich es hasse, daß ich es nicht will, daß es mich langweilt. Also begann ich etwas anderes. Aber das funktionierte nicht so, wie es sich die Leute bei Künstlern denken, daß sie beschließen: Das will ich jetzt tun, und dann wie die Soldaten drauflosmarschieren. Es war mehr so, daß der andere Weg schier unerträglich für mich war, genau die falsche Rolle. Ich war der Sänger der Band, und ich fühlte mich absolut unwohl im Brennpunkt, im Rampenlicht. Ich mag die Hintergrundrolle lieber, dort liegt meine Freiheit. Der Grund für meine Weigerung, live aufzutreten, ist nicht der, daß ich grundsätzlich was dagegen hätte, sondern einzig der, daß ich nicht weiß, wie ich eine Band leiten soll. Was soll ich da? Ich kann kaum etwas gut genug spielen, um in einer solchen Situation zu bestehen.«

Auf den legendären Bruch mit Roxy Music folgte die Zeit der nicht minder legendären Statements vom Typ: »Ich bin kein Musiker«. Es entstand der geheimnisvolle, kaum je in der Öffentlichkeit zu sehende Eno, wie wir ihn heute kennen. Nur aus dem Hintergrund hört man allenthalben »wo Eno, wieder mitgemischt hat«. Eno begann, seine eigenen Solo-Alben zu produzieren, angefangen mit »Here Come The Warm Jets«, dem 1974 »Taking Tiger Mountain (By Strategy)« folgte. Alle Stücke mit Enos Gesang. Sie werden allgemein zu den wichtigsten, abenteuerlichsten und zwingendsten Statements der 70er Jahre gerechnet. Eno selbst betrachtet sie heute als »ein wenig naiv«.

Sein drittes Soloalbum »Another Green World« markierte einen Übergang in seiner Karriere. In diesem eisigen, evokativen Album (das kaum Gesang enthält) fangen Eno, der Popstar, und Eno, der Künstler, an, miteinander zu verschmelzen. Eno vollendete nur noch ein weiteres Popalbum, »Before and After Science« und löste sich dann gänzlich von seiner Pop-Existenz. Über die Jahre hatte er sich Forschungen gewidmet, die sich um die Beziehung zwischen Leuten und ihrer Umgebung drehten; Musik, die auf das Ambiente eingeht. Das ganze sollte eine Alternative zu den geleckten

Poparrangements der MUZAK sein. »Ernsthaft fing ich 1975 bei 'Another Green World' an, darüber nachzudenken. Seitdem bringt es mir mehr Spaß, zu übertreiben und zu erfinden, als Räume zu reproduzieren, und ich experimentiere mit verschiedenen Techniken der Zeitverwirrung.«

Wenn er nicht mit seinen Ambiente-Musik-Projekten beschäftigt ist, die er auf dem eigenen Obscure-Label herausbringt, findet Eno Zeit, die Alben anderer Künstler zu produzieren, was ihm einen Teil seines Namens einträgt: drei Alben von David Bowie, drei von den Talking Heads, zwei Kollaborationen mit David Byrne, zwei mit dem minimalistischen Pianisten und Komponisten Harald Baudd, eine mit dem Trompeter Jon Hassell und Alben einiger neuer Bands, die zur New Wave der späten 70er Jahre zu rechnen sind: Devo, Ultravox und die Lower East Side Bands, die auf der »No New York«-Kompilation enthalten sind. Außerdem produzierte er eine afrikanische Gruppe aus Ghana: Edikanto, die die Zusammenarbeit mit den Talking Heads in deren drittem und viertem Album stark beeinflußte.

4.

Man hat einmal sehr treffend gesagt: »Der Versuch, alle Projekte aufzulisten, mit denen er je zu tun hatte, ist in etwa so erfolgversprechend wie der, alle verschiedenen Muster und Farben auf dem Rücken einer Eidechse herauszufinden.« Trösten wir uns also mit einer einigermaßen vollständigen Diskographie. Der Mann ist sowieso schon längst woanders... wie der Igel im Märchen. Zum Beispiel mit einer Installation auf der Videokunstausstellung in Amsterdam vertreten, die im Oktober zuendeging.

Konkret 12/84, S. 64

Frieder Butzmann

Plattenservice

Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Alvaro

Repetition Kills

Sweaky Records

Hey! Letzte Woche ist ein Päckchen aus Konstanz am Bodensee auf meinem Tisch gelandet. ALVARO, der »Chilenian with the swinging nose«, der heute dort wohnt, hat mir seine vierte LP zugeschickt. Zuerst war ich zu faul, sie anzuhören, aber jetzt kann ich gar nicht mehr damit aufhören. Und wenn ich abschalte, summt's immer noch im Nasen- und Rachenraum. Endlich mal wieder was, das einen mitsingen und mitstampfen läßt. Und die Texte sind schön!! »Why wasdt I made out of wood!? Like Pinocchio! I would have then married a sweet girl made from a beautiful rose.« Ja! Ich bin richtig verliebt in die Platte! Und meine Gefühle sind auch sentimental, monumental und ganz privat.

Dabei möchte ich die Platte gerade jenen Lateinophilen ins Gesicht schlagen, die seit Jahren den gleichen blöden Condor passieren lassen und in Anden-Romantik schwelgen. Weitab von Latino-Touristen-Gedusel sind ALVAROs harte rhythmische Lieder scharf konturiert, meist reduziert im Klang auf Stakkato-Piano und Schlagzeug durch seinen griechischen Freund Georges Natoras. Das Klavier spielt kurze Muster, die sich ständig wiederholen, vom Tango zum Marschschritt. Monoton bedrohlich, bedrohlich monoton und dann plötzlich durchbrechend lyrisch - romantisch im Kontrast -, als eine Auflösung der Schmerzen, die er mit höllisch kreischender, heulender bis schmeichelnd-zynischer Stimme ins Mikrophon ruft, krächzt. »Rata-ta-ta-ta/Rata-ta-ta-ta- / Tata-ta-ta-ta / Went the machine-gun/Repetition kills.«

Hier läßt sich auch eine musikalische Herkunft ALVAROS ahnen. ALVARO spielte 1977 in London bei Joe Strummers legendären 101'ers, in denen viele die erste Punk-Band noch vor den Sex Pistols sehen.

Man hört diese Vergangenheit in den Liedern ALVAROs, doch viel Aggression kanalisiert sich in Resignation. »Someone stole my beautiful flower/ I feel like throwing myself/From the Eifel-Tower« ALVARO erzählt! Er erzählt mit dem Klang seiner Stimme, mit Worten und Anklagen. »our son/He will judge all/That day/I hope I'll be gone/Dead and gone.« Mit seinem Klavier erzählt er Atmosphären, das Schlagzeug hämmert oder zieht geräuschhafte Diagonalen und steht zuweilen ganz alleine als Metrum für ALVAROs Stimm-Repitionen. »Pa-pa-pa-pa-papa-pa!« '

Was die Platte interessant macht, ist eine aggressive Armut in Klang und formaler Struktur, die alle Stücke durchzieht. Doch das macht die Songs vieldeutig, hörbar für jeden. Vom Höreindruck hat sie sicher viel zu tun mit südamerikanischer Folklore, aber auch mit Randy Newmans Balladen, No-New-York-Minimalismus und Hip-Hop-Futurismus. Doch auch einfaches freies Klavierspiel von Herz und Schmerz bis Revolutionssong; nur alles sehr karg und störrisch.

Klar, daß ALVAROs Musiken noch keine weite Verbreitung genießen; welche Werbeagentur könnte es schaffen, eine Käuferschicht einzugrenzen, um gezielt werben zu können. Man muß es einfach selbst wagen.

Die Zwei

USA! USA! USA!

East West Trading Co.

Ging man vor ca. einem Jahr in den Halbwelt- und Transvestiten-Treffpunkt »Querelle« in Berlin, konnte man unter Umständen zwei junge Herren aus Neuendettelsau bei Nürnberg in Smoking und Fliege vom Klavier begleitet Songs von Frank Sinatra und Zara Leander singen hören.

War man vielleicht zufällig im letzten April in New York, tanzten dort, wo Amerika am heißesten ist, zwei junge Männer im Electro-Rhythm 'n' Hip-Tanzstil zu ihrem Disco-Hit »ComunistParty-Mix«.

Zwei Wochen später soll in der Berliner »Langen Nacht« eine Country-Rock-Band mit gleich zwei Country-Sängern aufgetreten sein. Jedesmal war auf dem Plakat derselbe Name angekündigt: »Die Zwei« (von weniger Deutschkundigen in Amerika auch schon als »Dee Sway« buchstabiert).

Diese Vielfalt, die zum Verwirrspiel werden kann, setzt sich auf ihrer ersten LP fort. Die in England erschienene LP heißt »USA! USA! USA! « und ist eine Reise um die halbe Welt. Die Platte, d. h. die Reise, beginnt noch in good old Europe, in Wien, mit dem berühmten Harry-Lime-Thema aus dem »Dritten Mann«; allerdings mit einem á capella gesungenen Text. »Geh'n wir nach Amerika/Machen unsere Träume wahr/Jede Seele sucht ihr Glück ... «

Man fliegt aber nicht mit Pan Am, sondern wählt den Weg über den asiatischen Kontinent an die West-Küste Amerikas. So nennt sich Seite 1 auch »West-Side«. Man ist im sonnigen Kalifornien und frönt dem Surf-Sound mit einem ungemein professionellen Beach-Boy-Medley von »I get around« über »Barbara Ann« bis »Good Vibrations«. Aber wie fast alles auf dieser »West-Side«: in mehrstimmigem Gesang ohne instrumentelle Begleitung. In L.A. nach Hollywood trifft man Marilyn Monroe; nach einem kurzen Aufenthalt in Detroit - á la good swinging music goes á capella - unternimmt man eine elektronische Helicopter-Reise quer über den Kontinent. Unten fliegen tonband-technisch collagierte Erinnerungen und Vorahnungen auf die Ost-Küste vorbei. Auf der »East-Side« gelandet, wird man von einem opulent arrangierten »Cha Cha Cha« empfangen. Das New York der Südamerikaner trötet auf Rhythm und Brass-Sections.

Und dann: »Grapsh«. Strenger Harlem-Rap-Funk zwischen High Energy und African Barnbata, der sogar in der tonangebenden Billboard-Dance-Chart plaziert war.

»Wanted: The Tyrell Corporation!« setzt sich aus verschiedenen amerikanischen ScienceFiction-Träumen/Märchen zusammen. Die Tyrell-Corporation ist in dem Film »Blade Runner« eine Firma, die Arbeits-, Prostitutions- und Kampf-Roboter herstellt. Natürlich läßt auch E.T. grüßen mit »Home Phone Home Phone«.

Ja, dies war die Beschreibung einer LP, die auch leicht als ein Sampler der amerikanischen Rock- und Pop-Musik der letzten drei Jahrzehnte durchgehen könnte. Die geografische Folge der Stücke wird zusammengehalten durch den typischen Gesang der beiden Brüder Scheuerpflug, der ganz deutlich hörbar aus der klassischen Ecke kommt.

Was die Schallplatte zum Leben bringt, sind die Gegensätze, die sie zu einem Bilderbogen machen. Sicher auch einfach eine Aufarbeitung dessen, was man in einer deutschen Kleinstadt an amerikanischer Pop-Musik aus jeder Ecke, vor allem übers Fernsehen hört. So ist es auch zu verstehen, daß die zwei Brüder auch »Künstlernamen« haben, nämlich Danny Wilde und Brett Sinclaire, deren Inkarnationen derzeit jeweils mittwochs, abends im ZDF, zu bestaunen sind.

The Art of Noise

Who's Afraid of Art of Noise

Island records

»The Art of Noise« ist eigentlich das Solo-Projekt von Trevor Horn, obwohl viele Mitmusiker auf der Plattenhülle genannt sind. Ansonsten ist Trevor Horn der, der als Produzent den Sound von »Frankie goes to Hollywood« (Relax/Two Tribes) anfertigte.

»The Art of Noise« ist pure moderne elektronische Musik. Nur - das ist kaum zu umgrenzen! Ist der, der den Klang eines Klaviers digital speichert und rhythmisch in Tonhöhen zu Melodielinien anordnet, nun ein Komponist »Elektronischer Musik« oder ein Pianist!?...

Nahezu alle Klänge von AoN sind in dieser Weise durch ein sogenanntes »Sampling System« hergestellt. Selbst was wie eine Frauenstimme klingt, ist synthetisch moduliert. In diesem Sinne ist die Platte perfekt und schon fast ein Lehrstück bzw. eine Demonstrationsplatte. Den neun Stücken fehlt jeglicher Text. Wo Worte erscheinen, sind sie collagenhaftes Geräuschmedium.

Eigentlich sind alle Stücke bloße Zusammensetzungen. Nichts ist echt, nichts ist neu, nur daß einiges aberwitzig nebeneinanderher läuft, macht das Ganze unerhört: Eine Rolling-Stones-Gitarre, ein chinesischer Gong, ein Mantovani-Streichorchester, Harfenglissandi, Sirenen, Trittgeräusche, Hochzeitsglocken, Ächzen und Stöhnen, Break-Bass, Kosaken-Gesänge, Jahrmarktsorgel, Swing-Sax ... alles bekannt, bewährt und digital abgespeichert.

Dabei sind alle Stücke seltsame Zwitter, atmosphärische Schweberäume, von strengen geometrischen Rhythmen durchzogen, minimalistische Wiederholungen und strenge Disco-Drums, formal mehr Collage als Pop-Songs. Herausragend: »Beat Box« und »Moments in Love«. Das erste ein Tanzstück, das vollgestopft ist mit Überraschungseffekten, die einem alle verdammt-nochmal-woher-kenn-ich-das-denn vorkommen. Das andere das Nonplus-ultra an Background-Musik; wie Figuren stehen akustische Ereignisse im Raum, die wenig miteinander zu tun haben, doch alle durch einen relaxten Beat zusammengehalten werden.

Also, »afraid« muß denn wohl niemand sein, diese Rillen tun niemandem weh; manchem werden sie zu seicht, anderen zu zusammenhangslos, vielleicht sogar zu noisy sein. Ich hab sie als das genommen, was sie sind: abwechslungsreich und unterhaltsam.

Konkret 12/84, S. 66

Roland Ludwig

Heimat und Literatur

Heimat - erinnern Sie sich noch? Das war der Film von Edgar Reitz, das kulturelle Pendant zur Ewing-Familie im Nirgendwo. Die Rettung eines Stücks Geschichte - fürs (Film)Museum. Vielleicht war die Fernsehserie mit ihren begleitenden Kommentaren von: Wie schade, daß es das alles nicht mehr wirklich gibt! bis zum dumpfen Herumhantieren mit den Begriffsfetischen Nationalsozialismus/Faschismus der einstweilige Zenit in der Laufbahn des Umstands Heimat. Von der jetzt abfallenden Kurve herab sichtet Roland Ludwig die versprengten Trümmer auf dem Territorium von Heimat/Literatur, - Raumpartikel, die sich seit dem jüngsten Tumult vielleicht doch nicht so handig verschoben haben, daß sie in jedes Museum paßten.

Heimat und Literatur. Über beides nachsinnen bedeutet Trends der Zeit be-, mißachten, infragestellen, seine Rolle als Antijetsetter durchhalten. Aber hat »durchhalten« nicht schon das Aroma von Durchhalteparolen, falsch verstandener Standfestigkeit, Profilierungssucht, sprachlicher Militanz? Militanz für den Pazifismus? Prüderie für ästhetischen Progreß? Neo-Objektivismus? Neo-Perfektionismus? Neo-R..gar? Die Feder bleibt stecken auf den Papierschlachtfeldern, in einem Kleinkrieg, der ausgetragen wird allerorten um die Ortsbestimmungen von Landstrichen, voll elektronisiert, mit romantischen Winkeln, Marktnischen für Kunst.

Das Pathos einer Straße, die sich nachhause windet. Die Eleganz eines Flüßchens, die schon immer war. Etwa nicht? Wir haben vor uns das Ulysses-Thema, einige Nummern kleiner gemacht.

Woher kommt so viel Sehnsucht nach Miniatur-Penelopes, Zyklopen mit Schuhgröße 40, zwei Konten, einem Werk mit 1000 Mitarbeitern - Funktionalisierungskrisen? Mein Landstrich in der Westentasche, ein Regionallandkärtchen; eine Lebensaufgabe, eine Zeilen-Maschine, Tamieh, Tamieh, Tamieh.

Heimat aufgerollt von hinten, Hintertreppen, Köter, Gastarbeiter, Gassenhauer, Walk-men. Verursacherprinzip der Melancholie, der Heiterkeit - von allem dazwischen. Was kann Literatur leisten, wenn sie uns freimachen will vom absoluten Leistungssystem? Absonderlichkeiten, Abstrusitäten, evolutionierende Phantastik, revolutionierende Konditionen von existenzieller Wirklichkeit?

Ich benutze das Wort »verteidigen« und gerate in gelindes Erschrecken über die neuen »Wahlverwandschaften« unter den Produzenten auf den Kulturmarktplätzen. Ich könnte mir vorstellen den Heimatfilm »Landstrichparabel«, der die ewige Geschichte, den akausalen Prozeß einer Landschaftsveränderung eine Stunde und 53 Minuten fortsetzen würde.

Wir werden verspekuliert. TV, Video undsofort. Die Undsofortsetzung von Tendenzen, die wir wollen. Und doch nicht. Im Dazwischen befindet sich mein Landstrich. Mein Landstrich heißt Baden-Württemberg. Wirtliches Urland für Idyllen und Fortschritte. Es gibt wenigstens einige tausend BWs auf dieser Welt. Ja, eskapiere ich aus einer Konkretheit, die um ihrer selbst willen errichtet wird - wie ein Schneegatter wider Schneewehen? Reutlingen, Sindelfingen, Stuttgart. Ein Dreiklang mit Dissonanzen. Ein gut zugängliches Gelände für das Heimlich-Reisen. Von R nach S nach St, vice versa, eine Heimfahrt, ein Labyrinthabenteuer, eine Signalstrecke aus...

Hier überwältigt einen die Unlust zur Veränderung - so viel veränderliches Wetter hängt in den Wolken, die den Landstrich verdunkeln. Gut, also dosieren wir den Sarkasmus, den manche gerne als schwarze Ironie sähen, damit ein jeder portionengerecht seinen Anteil bekomme. Coca-Cola, Fellbach, eine Abfüllanlage, ein Werk, ein Labyrinth, eine Arbeitsstelle, - der Pförtner hieße Cassandra -, ich wüßte es nicht mehr zu sagen.

Die Eroberung von Erinnerungen, altes Tantalus-Thema. Ein Bier in der U-Bar von R, einen Kognak im »X« von Tübingen, anschließend »Z«, im Kino von SHA.

Der Auflösung einer literarischen Form folgt die neue schon auf dem Fuße. Wir machen uns unnötig Sorgen. Trost, des Selbst, Kontrolle, Wegbereitung... Kommunität - das alles gilt als Aufgabe der Literatur, sei sie nun »angebunden« an Heimat oder flaniere sie kosmopolitisch.

Nach einer Tennispartie in T., verdienterweise verloren, besucht man den Ministerpräsidenten des Landes im Rokokorathaus von SHA, wird chauffiert vom Fahrer des OB nach R zurück. Man macht Notizen auf dem WC des Hauptbahnhofes von S. Kurzum: Man spricht dort auf seinen Cassettenrecorder. Kollektiver Prozeß von Depersonalisation. Ich stoppe ihn am Rande einer Gefahr, welche die Ursache ist für die Rückgewinnung von Personalität. Personalität und Heimat. Die Heimat »prägt« einen bis hin zum Minenspiel. Einer kann seine Herkunft aus Hamburg nicht verleugnen, ein anderer nicht die seine aus Schwaben. Was mich betrifft, so bin ich Franke.

Sehen wir ab von mir, schalten wir wieder um auf das Thema Heimat und Literatur. Sein moderner Anstrich scheint wetterfest zu sein. Ich bleibe dabei.

Überproduktion an Informationen. Die Preßlufthämmer der Firma A & B hämmern mir ein - während ich nippe an einem Glase Selterswasser in einem Dorfgasthause auf der Schwäbischen Alb: Die Dohlen gondeln zwischen Birken, auf dem Friedhof lamentieren Katzen - ersparte Erinnerungen. Und doch nicht.

Ja, der literarische Landstrich kann einen doppelten Boden haben. Davon abrücken hieße, weiß Gott, die heitersten Segnungen der neuesten Technologie übersehen. Doch zuviel Zweckoptimismus wäre verfehlt, verbleiben wir in der Mitte. Man trägt sich mit Emigrationsplänen nach USA, mit der Sehnsucht nach sensibleren Konditionen, einem Wiedersehen mit seinen zwei Kindern in Pennsylvania. Doch selbst dort verfolgte einen die Suprakommunikation unserer modernen Welt.

Landstriche sind Touristenfallen. Armutszeugnisse der Bürokratie, verwaltete Anstalten öffentlicher Bedürfnisse, zuhauf errichtete Einzel-, Zweier, Dreier- undsofort-Zellen. Was kann mich die Modernistik gegenwärtiger Architektur scheren? Ich saniere meinen Altbau, pflanze Geranien an, ein eigenes Tabakbeet, Pflaumenbäume für bessere Zeiten.

Kommen wir zur conclusio: Den indirektesten Weg in die Heimatstadt verheißt ein schnurgerades Lot am Horizont, ein Pfahl, mit abgebrochenen Seitenstreben - ein Soldatengrab. Es schifft vom Heimathimmel... Kastanienblätter mit Landregenfracht. Ich leiste dem Folge am selbigen Pfahl.

Wer begann die literarische scene zurückdriften zu lassen in die Dörfer, Destillen, Dämmerungen von Damokles-Tannen? Ich gestehe, ich war dabei.

Hier könnten wir enden. Aber »hier« ist schon nicht mehr »hier«. Wir beweisen unser Sitzfleisch, rezitieren gemeinsam in der Aula der Uni von T »Siddharta«. Gegenwärtig sind wir mit unseren Gedanken im Mekong-Delta. Die Postman-Lektüre liegt uns im Magen. In einer Fleischerei prüfen wir die Qualität der Papiertüten - und finden sie unwiderstehlich.

Wer Heimat sagt, kann auch auf Granit beißen, ohne daß ihm die Zähne ausbrechen. Der Granit ist aus Marzipan, graugrün, und stammt aus einer Bäckerei in R. Marktinteressen, Heimat, Literatur. Ein Triptychon? Eine heilige Dreieinigkeit? Das wäre ja schon das Ziel. Mein Gott, verschonen wir uns vor Zielen, Zielabsprachen. Morgen können aus einem Dorfe auf der Venus Talente zum Vorschein kommen, die wir nicht jetzt schon dem Markte preisgeben wollen.

Dialog der Protuberanzen. Utopische Kernschmelzen. Isotopische Nervigkeit. Diminuendo. Fermate. Stoppt die Regression in Wortungetüme. Mutlangen vor meiner Haustüre. Ein Seelendorf. Ein historisches Kaff. Epidemische Dämmerung. Parkas, Schildmützen, Begeisterungen, Niederschläge: Anti-Militanz-Syndrome.

In meiner Schreibtischschublade auf einem Gedicht von Clemens Brentano steckt der Demo-Button »Liberate Lyberia«, auf meinem Feuerzeug steht geschrieben: »Lebensgerechte Umwelten für Borkenkäfer«. Mehr wäre dazu nicht zu sagen! ?

Konkret 12/84, S. 68

E. Bierich

Der Fettfleckphotometereffekt

Als jüngst am Rande einer miserablen DAAD-Ausstellungseröffnung und im Überschwange der Frühwirkung des Vernissagenweins jemand ganz nach Neuköllner Art äußerte, er fände **Fettecken** - was Kunst beträfe - zugeschissen, in dem Sinne, daß man damit nichts anfangen könne, antwortete jemand von hinten mit einer knappen, aber treffenden Erweiterung eines Textes von Bonito Oliva: »Tja, schräg neigt sich das Leben gegen die schiefe Bahn der Zeit.« (1)

Also doch. - Das Leben hält tausend unvorhersehbare Ausgänge bereit, und was mich betrifft, da laufen immerhin und nicht nur gedanklich mindestens drei Linien aus jeder Fettecke hinaus in die Möglichkeiten des Raums und in die Schmelze der Zeit. Und immer wenn es um Fette geht, fällt mir ein, was mich immer noch tief beeindruckt: die vieldimensionale Banalität des sogenannten **Fettfleckphotometers.** Dies zu erläutern bedarf es nur eines Stück weißen Papiers, darauf trägt sich zu: ein kleiner Unfall, die Pausenstulle, das Streichfett. Ein Zwischenfall. Aber dieser Zwischenfall wuchert nun mit Möglichkeiten und Bedeutung. Plötzlich nimmt Ernst Mach, der Physiker, den **Bleistift,** mit dem er die »Antimetaphysischen Betrachtungen« (2) aufschreibt, und steckt ihn in das Wasserglas: was berechtigt uns in Anbetracht dieser Krümmung zur Unterscheidung von Wirklichkeit und Schein? Und auf einmal spricht Roland Bartlies, über die verwischten Flecke Cy Twomblys gebeugt, seinem **Radiergummi** eine Emblemfunktion des Signifikats zu, »das man gern auslöschen oder dessen Fülle man zumindest verringern möchte.« (3)

Und der Fettfleck? Auf weißem Papier kann mithilfe eines Fettflecks im relativen Verfahren Lichtstärke gemessen werden. Ein entsprechender Versuchsaufbau ist in der Grundlagenphysik unter dem Namen **»Fettfleckphotometer«** bekannt, und seine Funktionstüchtigkeit zu prüfen, ist hier im Heft eine weiße Stelle freigelassen, auf die man etwas Fett gibt. Hält man dann das Papier mit dem Fettfleck in den Raum und das dahinter befindliche Licht ist stärker als das davor befindliche, so leuchtet der Fleck hell auf dem Papiergrund. Sieht man den Fleck mit dem Licht, gegen das Dunkel gehalten, so erscheint er dunkler als das ihn umgebende Papier; ist das Licht gleichmäßig verteilt, so verschwindet der Fleck. Dieses Verrücken der Funktion und der Bedeutung eines Zwischenfalls nenne ich den **»Fettfleckphotometereffekt«.** Durch ein zufälliges oder kalkuliertes Verzerren gewinnt etwas an ungeahnten Möglichkeiten, und dies hat immer ein Lachen zur Folge.

Gewisse, von mir gemochte Künstler liefern den Effekt. Bei einem von ihnen kam man erst in jüngster Zeit auf die Idee, daß es sich bei den Objekten oder Tableaus, die er gebaut hat, um Kunst handelt: **Karl Valentin.** Wie sein **»Fischgemsigeldackeientenelsterschlangenhasenkarpfenrollenhirschbartsaurus«** aussieht, wird man sich seltsamerweise vorstellen können, notwendig hingegen die Abbildung von **»Entartete Kunst mit Stiefelwichse gemalen von Karl Valentin«.**

Hier muß bemerkt werden, daß von **Valentin** nur noch schlechte Kopien seiner Arbeiten (4) existieren. Es wäre mithin Quatsch gewesen, eine solche hier abzubilden; da ich außerdem nicht immer in der Lage war, die Fotos zu den hier besprochenen Arbeiten aufzutreiben, habe ich mich entschlossen, sie aufzuzeichnen, wie man das manchmal auf Bierdeckeln macht, mit dem Effekt, daß der Kunstjournalismus nun selbst ästhetisch und der hier besprochene Effekt neben seiner experimentellen Erscheinung auch sonst effektiv werde.

Bei **Thomas Schmit** braucht man sowieso oft nur lesen zu können. Seine Arbeiten sind häufig auf das mindeste reduziert und somit üppig. Da steht in seinem **Buch »das gute duenken«** auf einer Seite:

Hinten steht hier vorne.

Stimmig! Eines meiner Lieblingswerke ist sein **»Tuwort 1«.** An der Wand hängt ein Stück »lackierter Karton« mit einer Klappe (zu), und rechts daneben steht ein A. Man denkt also »Nanu!?«und klappt die mysteriöse Klappe auf (was sonst klappte auch besser als eine Klappe aufklappen?), es steht ein H darunter, man ergänzt also zu A - HA!, - perfekte Sychronität von Sprache, Aktion und Reaktion! In letzter Zeit sieht man von **Thomas Schmit** Sätze, an deren Einzelwörtern, wie über ein Scharnier verbunden, Zeichnungen befestigt sind. **»Die Dinge, die aus der Kunst verschwinden müßten, sind wohl gerade die, die die Kunst ausmachen.«** Zu jedem der 16 Wörter ein mit Buntstift gemaltes Bild. Wort und Bild so seltsam verbunden, wie die so verschiedenartigen Haustierchen Tür und Wand. (5)

Eine Gutmachung erfährt das kulturelle Erbe auf wieder böse Weise vermittelst zweier sehr unterschiedlicher Lattenarbeiten durch **Georg Herold.** Dieser im Kölner Kreis tätige Künstler arbeitet im Umfeld der Galerie Hetzler, welche denn auch alles Wundersame um sich vereinigt, und es müssen unter dem Motto »In Schorle veritas, in vino very veritas« auch die anderen Namen genannt werden: Büttner, Kippenberger, Oehlen, die einzeln und in gemischten Herrendoppels Schriften und Objekte fabrizieren, die auf mehr oder mindere Weise eine etwas hebephrene (6) Moralität thematisieren. Sowohl **Herolds »Dürerhase«** wie auch **»Goethe -Latte«** von hoher Evidenz. Auf einer großen Latte steht »Goethe«, auf einem Schnittrest daneben: »Im Vergleich dazu irgendein Scheißer«. (7)

Mühelose Universalisten sind **Peter Fischli und David Weiss,** zwei Schweizer, die aus dem Nichts kamen, und das ausgerechnet mit Töpferarbeit. In einer Arbeitswut, die nur auf Entdeckungen folgen kann, haben sie die Welt in kleine, Ton-Tableaus oder -Embleme verwandelt, kneteten sie diese unsere Erde und stellten sie die derzeit zurecht anrüchige Keramik zwischen die aktuellen Ölflächen, was schon geschickt ist, unter der Überschrift: **»Plötzlich diese Übersicht!«** Aus dem gleichnamigen Buch und der Fülle der Abbildungen hier die Arbeiten **»Theorie und Praxis« und »Herr und Frau Einstein kurz nach der Zeugung ihres genialen Sohnes Albert«.** (8)

Zum Thema **Fett** im weitläufigen Sinne hat **Thomas Kapielski** nach dem Prinzip »Einfallspinsel gleich Ausfallspinsel« den **»Ölschinken«** gemalt. Bekanntlich hat die großformatige Ölmalerei das Kunstgeschehen in den letzten Jahren außerordentlich belebt, wobei ich allerdings schon vom formatbedingten Hängeflächenbedarf her ein baldiges Schwinden der Möglichkeiten vorhersehe und den **»Ölschinken«** wegen seiner selbstbezogenen »Fleischwerdung« und seines Rückgriffs auf die bis auf Goya reichende, über Manet bis hin zu Soutine sich entwickelnde Fleischmaltradition und auch wegen seiner Thematisierung des »Opfers« jenseits der Malerei ansiedle.

Zur **»Bierrampe«** bemerkt **Kapielski,** er habe die Mondlandung der Amerikaner seinerzeit entsprechend der offiziellen chinesischen Auffassung ignoriert und »behufs Stammtischprovokationen« überhaupt in Hollywood angesiedelt, sei dann jedoch nach dem Aufstieg von »space shuttle« von einem Raketenfieber gepackt worden, daß er wie unter Zwang und um alles zu vervielfachen, einen Kasten Bier kaufen ging, seinen Badewannenschüsselhalter rausriß und die abgebildete Bierrampe baute. Das ist gut gemeint, denn wie als Pendant zur Rüstungsspirale fliegt in seinem **»bestwerliner Tunkfurm« die »kleine weiße Friedensschraube«** umher. (9)

Als ich nun jüngst einer Bekanntschaft meine Theorie vom Fettfleckphotometereffekt erläuterte und darüber derart in Hitze kam, daß ich aus Eile zum Beweis ans Speiseöl ging, gab es wegen eines Zwischenfalls eine Brüllerei, bei der schließlich die Worte fielen: »Die Kunstsau hat mich zum Fettschwein gemacht!« Eben das ist der gemeinte Effekt. Verstehen Sie, was ich meine?

---

1) Aktuelle Kunsttheorie aus Italien: Achille Bonito Oliva, »Im Labyrinth der Kunst«, Berlin 1 982

2) Es ist immer sehr schön, wenn Physiker philosophieren, Ernst Mach, »Antimetaphysische Betrachtungen«, Wien 1885

3) Über Tintenflecke Roland Barthes, »Cy Twombty«, Berlin 1983

4) vgl. Katalog des Valentin-Musäum, München o.J. und M. Glasmeier in »Solo«, Zeitschrift des Merve-Verlags 1981

5) Von Tomas Schmit gibt es »das gute duenken« wohl nirgends mehr, aber man kann seine Werk-Revue im Katalog des Kölnischen Kunstvereins, 1978 kaufen. »Die Dinge, die ... « sind in der Produzentengalerie Hamburg 1981 erschienen.

6) vgl. Lexikon, lohnt sich.

7) Georg Herold, »Ich komme nicht zum Abendessen«, Galerie Max Hetzler, Köln 84; im Trio mit Oehlen und Bültner, »Facharbeiterficken«, Hamburg 1982

8) Peter Fischli, David Weiss, »Plötzlich diese Übersicht«, Edition Stähli, Zürich 1982

9) Thomas Kapielski, »Der bestwerliner Tunkfurm«, Edition Vogelsang, Berlin 1984

Konkret 12/84, S. 72

Patricia Blair, Peter Lenz

Selbstmord als Dienstleistung

Unter dem Druck der privatwirtschaftlichen Fernsehkonkurrenz flüchtet das ZDF in den Skandal. Ihre ab März 85 ausgestrahlte und mit den Amerikanern koproduzierte Serie »Motel S« schildert das lustige Treiben in einem Motel, das die Sterbehilfe als Dienstleistung feilbietet. Daß der Mainzer Plan, die Geschichten aus dem Selbstmordmotel zur Dallas-Sendezeit Dienstag 21 Uhr 45 zu bringen, kein selbstmörderischer sein wird, belegen Publikumstests in den USA. Bob Pittmann, Direktor der Serienproduktion: »Wenn unsere Rechnung aufgeht, wird die Dallas-Familie in zwei Jahren Kunde im 'Motel S' sein. In einer letzten großen Inszenierung werden sie bei uns ihren Selbstmord zelebrieren.«

»America is waiting for a message of some sort or another«

(Brian Eno, David Byrns)

Als Sam Coldner am 14. Oktober für das ZDF den Vertrag mit Drop-Pictures-Industries in Los Angeles unterzeichnete, war eine neue Phase in der Schlacht um die Zuschauer eröffnet. »Ebensowenig wie die Deutschen in der Lage sind, den Geschmack von Coca Cola zu imitieren, können sie eine weltweit so erfolgreiche Serie wie 'Dallas' produzieren«, resümierte Coldner seinen gelungenen Vermittler-Coup. Mit den Mainzern über den Verkauf der in zweiter Reihe stehenden »Denver«-Serie bekannt, hatte der aus Kanada stammende Product Manager sie von seinem recht schlichten Motto: »Lieber verkaufen als kaufen« überzeugen können.

Ein erster Schritt war im Mai des Jahres eine 2,5 Millionen US Dollar-Beteiligung des ZDF an der Pilot-Produktion der Drop-Pictures gewesen. Sicherlich hätten die Öffentlich-Rechtlichen länger gezögert, wenn andere als Arnon Milchan (Produzent von Leones Neue Welt-Saga »Es war einmal in Amerika«) und E.T.-Erfinder Steven Spielberg finanzielle Träger der Drop-Pictures gewesen wären. Doch diese Namen waren wie eine Bank für sie - bei der 30 Prozent Beteiligung der nun zur Serienreife gelangten Produktion von »Motel S«.

Eine der Grundvoraussetzungen für das Zustandekommen der Partnerschaft war striktes Stillschweigen über das Mainzer Engagement. Und dies ist in jeder Hinsicht verständlich, soll doch erst vier Wochen vor Sendebeginn, dafür aber dann mit einer um so heftigeren PR-Kampagne die direkte Konfrontation mit dem ARD-Serienschlachtschiff »Dallas« gesucht werden: »Motel S« wird ab Ende März 1985 jeden Dienstag gegen 21 Uhr 45 Dallas-Zeit ausgestrahlt.

Daß die ansonsten zeitakribischen Mainzelmännchen - »im großen und ganzen sind wir pünktlicher als die Lufthansa« - die Sendezeit vage gegen viertel vor zehn projektieren, läßt die Einflußnahme undeutscher Windnasen wie Bob Pittmann vermuten. .

Bob Pittmann, 25, das »whiz kid« der US-Medien, bezeichnet sich selbst als »TV-Kind der ersten Stunde«. 1981 installierte er das Ergebnis seines lebenslangen Studiums von Fernsehen und Popmusik unter dem Firmennamen MTV, - ein Kürzel für Music Televisions. MTV ist eine Tochter der Warner Communications und der Kreditkartenfirma American Express, die zusammen 20 Millionen Dollar in das 24 Stunden-non-stop-Video-Clipgeschäft investierten. Durch Bob Pittmanns Idee, Fernsehkonsumenten rund um die Uhr mit Rock, Pop, New Wave und Reggae, Werbung und moderierter Musik-PR zu beschicken (Pittmann: »nonlineares Fernsehen - ohne Anfang, ohne Ende«), wurde MTV »der erfolgreichste Kanal im Kabelfernsehwunderland USA und das simpelste, billigste und folgenreichste Fernsehprogramm der Welt« (tip). Von anfangs 2,5 Millionen angeschlossenen Kabelhaushalten eroberte MTV über mehr als 2000 Verteilerstationen 62% der 36 Millionen verkabelten Empfänger. Das sind zur Zeit immerhin 22 Millionen Anschlüsse, bei einem monatlichen Abonnementzuwachs von 500 000.

Noch lange nicht auf dem Gipfel seines unabsehbaren Höhenflugs wechselte Pittmann nun von MTV als Direktor zu Drop-Pictures, unter der Bedingung, daß »Motel S« nur eingerahmt von Video-Clips ausgestrahlt werden darf. MTV wird diese Clips in den ersten vier Wochen nach Erscheinen im Monopol vertreiben.

Nach anfänglichem Zögern stimmte das ZDF schließlich zu, hoffen die Programmherren doch, auf diesem Wege die ARD-Konkurrenz á la »Formel eines« etc. aktuell abzuhängen. So wird der zweite deutsche Kanal demnächst am Dienstag zur besten Sendezeit zwischen 21 Uhr 35 und 22 Uhr 40 unter dem verkoksten Titel »Linie« brandneue Clips zeigen, in deren Mittelpunkt »Motel S« steht.

Befremdlicher noch als die Rahmenbedingungen ist das Motel selbst: dem täglich durch Wasser-, Luft-, Nahrungsmittel-. und andere Vergiftungen, durch Atomkriegsszenarien, Baumsterben, Atommüllverstrahlung und sonstige Unbill sich reproduzierenden Global-2000-Gefühl wird mit der Eröffnung eines komfortablen Selbstmordhotels Rechnung getragen. Motel S - »S« steht dabei für suicide oder Selbstmord - ist im sonnigen Kalifornien gelegen, mit Ocean-View und biologisch-dynamisch verwilderter Grünanlage, fernab vom täglichen urbanen Paranoia - letzteren liefern die zahlenden Gäste als Therapiekunden frei Haus.

Denn die »Motel S«-Geschichte geht über die derzeit in der Bundesrepublik geführte Diskussion: aktive oder passive Sterbehilfe, ja oder nein - weit hinaus.

Aufnahmebedingung im Motel ist relative körperliche Fitness. Sollte diese beim Klientel, das zwischen 25 und 45 Jahren zählt, mal durchhängen, wird sie von Dr. Chris Belloni, Psychotherapeut und Animateur, mittels zeitgemäßer Leibesertüchtigung wieder aufgerichtet.

So fallen in einer Zeit von no future, no hope und Nullbock, einer Zeit, in der mitunter ernsthaft gefragt wird: Gibt es ein Leben vor dem Tod?, Lebens- und Sterbenshilfe als privatwirtschaftliche Dienstleistung zusammen. Der upper standing middle class-Patient muß sich so lange einer therapeutischen Basic-Beobachtung aussetzen, bis ihm das in den Hauptrollen agierende Motelfachpersonal die modern bejahende Grundeinstellung zu allen Lebens- und Sterbensfragen attestiert. Im letzteren Fall wird ihm in einem kalifornisch frohgestimmten Initiationsritual dann von Dr. Walter Kinney, in seiner Funktion als Chefmediziner, das poppig verpackte Todesdragee überreicht,' ein - wie man vage erläutert - »von den alten Medizinmännern« überliefertes Transportmittel für den harmonischen Trip ins Jenseits.

Daß eine derart kapitalisierende Verwaltung des Todes quer durch die Lager von Gästen und Stammbesetzung des Motels genügend serienträchtigen Konfliktstoff bietet, scheint garantiert. Ist das Todesthema in »Dallas« oder »Denver« stets nur ein Mittel, um den familiären Handlungsfaden aus einer Sackgasse in die nächste zu manövrieren, so wird das Duell zwischen Leben und Tod in »Motel S« selber zum Prinzip. Vom Ballast einer Familienkonstellation frei stehen hier sämtliche Kombinationen um das Zentralthema offen für mögliche Verwicklungen, so daß Haupthandlungsstränge - wie z.B. der zwangsläufig unentschiedene Kampf zwischen den Gebrüdern Ewing - nicht bis zur Fadenscheinigkeit langgezogen werden müssen. Alle Unterbrechungen erscheinen stets als geglückte; die Therapien, die den Hotelgästen angedient werden, sind immer erfolgreich: gleichgültig ob ein Kunde sich im Thanatos-Center für die Rückkehr zum eigentlichen Leben oder für den Tod entscheidet, - was zählt, ist die unbedingte Affirmation.

Auch die schönste Glorifizierung des Selbstmordes führt aber bei extensivem Gebrauch zu einer Gefährdung der guten Laune, und so zeigt der Tod sein Profil im Weichzeichner nur, um daran zu erinnern, daß etwas auf dem Spiel steht.

Doch das Spiel ist schon längst gespielt. Das Leben hat sich in ein Überleben verkehrt. Und bei allen, die sich unter diese Knute beugen - seien sie Survivalists, Friedensbeter oder Fernsehserienhelden - ist das inszenierte Duell von Leben und Tod längst zugunsten des Toden entschieden. Leben und Tod gehen nicht wie beim mittelalterlichen Pesttanz eine ekstatische Liaison im immer schon sterbenden Körper ein, sondern betreten als Konsumartikel, einträchtig Händchen haltend, das Reich der Warenwelt: »Stell dir vor, man kann jetzt den Tod kaufen, ist doch irre!« - »Ja, und das Leben auch - ist doch noch irrer«.

Auch wenn »Motel S« ein ebenso weltweiter Verkaufserfolg wird wie die in 91 Ländern ausgestrahlte »Dallas«-Serie - und die in den USA durchgeführten Testreihen deuten auf solche durchschlagende Wirkung hin -, wird man sich fragen können, ob hier nicht das alles Leben tötende Medium Fernsehen zu einer zynisch globalen Deckung mit seinen ausgestrahlten Inhalten gelangt. Die Bevölkerung der Dritten Welt liegt sterbend vor dem kalten Bildschirm und freut sich an der Differenz zwischen ihrem eigenen und dem US-amerikanischen Tod, der ihr als Leben, als Exportartikel, an dem sie zuschauend teilhat, verkauft wird.

Daß die Sendung in der Bundesrepublik erfolgreich sein wird, schon allein, da sie heftigste Diskussionen auslösen muß, ist vorprogrammiert. Was sind schon die 13 Millionen Dollar-Probleme der Ewings im Gegensatz zu den wirklich menschlichen »Motel S«-Verhältnissen, in die jeder von uns in jedem Augenblick geraten kann?

Die umsichtige Verwurstung des Themas ist übrigens durch die Mitarbeit von Gloria Monty aus dem Planungsstab von Drop-Pictures garantiert. Ihre Lorbeeren im Seriengeschäft erwarb sie sich 1978, als sie die seit nunmehr 21 Jahren laufende bekannteste amerikanische Soap-Opera »General Hospital« für ABC vor dem totalen Desinteresse der Fernsehkunden rettete. Innerhalb von nur zwei Jahren schaffte sie es - unter anderem durch die Serienheirat von Genie Francis und Anthony Geary, der 16 Millionen Soapkonsumenten beiwohnten -, den ersten Platz in der Publikumsgunst zu belegen.

Aus dem »General Hospital«-Stab bringt sie Jacklyn Zeman mit, die seit März 1983 nicht mehr vor der Kamera steht, sondern für Radio ABC die Show »Soap Talk« leitet. Im »Motel S« wird sie die Psychologin Deborah (Debby) Langham spielen. Alle anderen Rollen werden durch neue, dem Fernsehpublikum unbekannte Schauspieler besetzt. In seiner Innovationskraft läßt sich auch das ZDF nicht lumpen: in der deutschen Fassung werden ausnahmslos »unverbrauchte Stimmen« ihr Synchronisationsorgan erheben.

Ganz und gar nicht unbekannt ist allerdings der Regisseur des Unternehmens: John Landis. Er ist der Mann, der den bislang teuersten und erfolgreichsten Video-Clip aller Zeiten herstellte, für Michael Jacksons »Thriller« (1,1 Millionen Dollar). Dem Kinopublikum wird er durch »American Werewolf« bekannt sein. Die neue Clip-Geschwindigkeit, die er in das Serienprodukt einführen wird, dürfte die Szenendynamik von »Dallas« oder »Denver« ins mediale Postkutschenzeitalter verbannen. Wenn auch abzuwarten bleibt, wie lange der deutsche Durchschnittsfernseher braucht,

sein Wahrnehmungsvermögen auf diese visuellen cut-break-jump-Gegebenheiten einzustellen, ist schon jetzt gesichert, daß Tina Turner, Pat Bennetar und Grace Jones als moteldurchreisende Stars von Landis optimal ins Bild gesetzt werden.

Definitiv von der Dienstagsbildfläche verschwinden wird dagegen das 21 Uhr 45 Heute-Journal: Unter der Headline : »Heute - aus aller Welt« wird die Sendung gesplittet, zehn Minuten vor und fünfzehn Minuten nach der »Linie«. Statt der beanzugten Langweiler aus Bonn sollen Beiträge die Heute-Sendung füllen, die bislang kurz vor der Wetterkarte serviert werden und als »faits divers« die letzten Seiten zu den beliebtesten von Tageszeitungen machen: Massenkarambolagen auf Autobahnen, Großbrände, Entführungen, Geiselnahmen, human touch-Stories, Entdeckung der letzten Aborigines in der australischen Wüste, Geburt von Fünflingen, 100 000 Aids-Kranke.

Nach der realen Grundlage von Gerüchten befragt, beim ZDF solle der gesamte Dienstagabend verjüngt werden – In-Trends, Mode, Drinks, Essen, Diskotheken, Tourneetips, Wissenschaft als Science Fiction, open end durch Videoclips bis gegen 4 Uhr -, gab man sich in der Mainzer Programmdirektion verschlossen: zu dem ganzen Project wolle man sich... und überhaupt.. noch nicht äußern.

HAUPTPERSON

1. **Dr. Ann Richardson,** 48 Jahre, Chefin von Motel S. Attraktiv, mütterlicher Typ mit intellektuellem Einschlag. Sie hat Motel S ins Leben gerufen. Ihre 15jährige Tochter hat vor zehn Jahren Selbstmord begangen. Daraufhin hat sie sich von ihrem Mann losgesagt und dient nur noch ihrem Lebensziel, Selbstmord zu verhindern. In jahrelangen Bemühungen hat sie einen Förderkreis für ihr Projekt zusammenbringen können. Motel S ist eine private Institution. Sie hat auch die Beziehungen zu den Psychiatern 'draußen' aufgebaut, die ihre hoffnungslosen Falle ins Motel S schicken.

HAUPTPERSON

2. **Dr**. **Walter Kinney,** 50 Jahre, der Chef-Mediziner, Typ väterlicher Freund. Er hat die absolute Kompetenz im medizinischen Bereich, wird aber durch seine tiefe Freundschaft mit 1. auch mit den psychologischen Problemen konfrontiert. Diese Freundschaft ist dadurch entstanden, daß 1. ihm die Möglichkeit bot, in seinem Beruf weiterzuarbeiten. Er ist nämlich latent homosexuell (dies Thema wird allerdings erst ab der 23. Folge auftauchen) und hat durch eine offenbargewordene Beziehung zu einem jungen Assistenzarzt seinen Job als Chef der Ambulanz in einem allgemeinen Krankenhaus von Los Angeles verloren. Er war dann kurz davor, Selbstmord zu verüben, als er 1. kennenlernte, die ihm den Glauben an die Pflicht zu leben wiedergab. Trotzdem - eben wegen jener unheilvollen Neigung - ist es nie zu einem Liebesverhältnis mit 1. gekommen.

HAUPTPERSON

3. **Dr**. **Deborah (Debby) Langham.** 35 Jahre, Psychologin, temperamentvolle, gutaussehende Karrierefrau. Sie ist stets auf dem Laufenden, was die neuesten Forschungsergebnisse über Selbstmord anbetrifft, und neigt dazu, selber Forschungen anzustellen, benutzt Patienten häufig zu Experimenten. Sie sieht sich gern selbst als eigentliche Leiterin von Motel S. überschreitet häufig ihre Kompetenzen, wodurch es immer wieder zu Spannungen zwischen ihr und 1. kommt. Im Privatleben ist sie verheiratet und hat einen 16jährigen Sohn. Ihr Mann, den sie noch als Studentin geheiratet hat, ist in ihren Augen ein Versager und Waschlappen. Sie neigt dazu, Männer generell so zu sehen, ohne allerdings lesbische Neigungen zu haben. Sex bedeutet ihr im allgemeinen nur etwas, wenn er ihrem Beruf dienlich ist. Nur ein Mann kann sie in dieser Hinsicht von Zeit zu Zeit reizen, bzw. befrieden, nämlich:

HAUPTPERSON

4. **Dr**. **Christopher (Chris) Belloni,** 32, Psychotherapeut, sehr attraktiv, mit starker Wirkung auf Frauen jeden Alters, für Männer das Idealbild des Kumpels schlechthin. Er ist der 'Animateur' von Motel S., führt mit den Patienten sogenannte 'Erlebnistouren' durch (Bergwanderungen, Jagdausflüge, Hochseeangeln, Wüstendurchquerungen ...) und überzeugt sie so vom Sinn des Über- und Weiterlebens. Er ist Actiontyp, fahrt nur Sport- und Geländewagen, liebt die Frauen, wie sie kommen, da er zu keiner wirklichen Bindung fähig ist. Selbst Debby, für die er den Mann überhaupt darstellt, nutzt er nur zu sexuellen Ausschweifungen aus, ja, er kann ihr klarmachen, daß zu hohe Ansprüche ihrerseits den Nimbus des von ihr geliebten Mannes zerstören würden.

HAUPTPERSON

5. Luke Clearwater, 30 Jahre, Neger (He Man) Hausfaktotum. Er war selbst Patient und weiß um seinen labilen Charakter, fürchtet sich vor 'draußen'; in den sicheren Mauern von Motel S spielt er meist den Komiker. Sein Humor ist oft sehr

zynisch. Er neigt zu Alkoholismus, was immer wieder dazu führt, daß er die ihm aus therapeutischen Gründen zugewiesenen Aufgaben (Gärtner, Hilfspfleger ...) nur unzulänglich ausführen kann. Zu gefährlichen Situationen kommt es häufig, wenn er als Begleiter bei den Touren von 4. mitführt, den Flachmann immer in der Tasche.

HAUPTPERSON

6. Frank Slater, 35, Manager. Er ist die negative Hauptfigur (!). Als Vorsitzender des Förderkreises von Motel S verfügt er über die finanziellen Mittel, auf die von ihm mißtrauisch beäugte 'Weiberwirtschaft' Druck auszuüben. Oft genug scheitert er aber an der Solidarität des Teams; wenn auch 3. hie und da mit ihm koaliert, um ihre eigene Karriere zu fördern.

NEBENPERSONEN

a) **Tyrone Carter (T.C.),** 28, Fahrer und Oberpfleger. Wellentyp, lässig, modern gekleidet, sorgt zusammen mit 5. für komische Situationen (witzige Dialoge).

b) **Miss Langston,** undefinierbares Alter, irgendwo zwischen 35 und 45, unscheinbares Äußeres, unersetzbare Bürokraft, erstellt mit ihrem Computer aber auch Experimentiermodelle für 3.

c) **Eileen Scott,** 26, sehr schön, aber schüchtern. Assistenzärztin, sieht voller Bewunderung zu 2., ihrem direkten Vorgesetzten, auf. Erotisches Objekt von 4., der sie unbedingt rumkriegen möchte (dies gelingt aber erst nach ca. 50 Folgen und führt zu einer schweren Krise im ganzen Team von Motel S.)

d) **Vincent Langham,.** 39, Debbies unterdrückter Ehemann . In seinen vergeblichen Bemühungen, seine Frau von den notwendigen Anforderungen ihrer Familie zu überzeugen, eine tragikomische Figur. Wird auf jeden Fall irgendwann selbst zum Patient.

e) **Vanessa (Nessy) Caine,** ca. 30, Putzfrau, Negerin, kaut ständig Kaugummi, ihre stoische Ruhe ist schon sprichwörtlich und in all ihren Bewegungen sichtbar. Häufig ist sie das Witzobjekt von 5., allerdings leert sie mit diesem auch das eine oder andere Fläschchen.

SONSTIGE

Assistenten; Praktikanten (leicht austauschbar), von denen auch mal einer schwul ist (wichtig für 2.); der Ehemann von l.; Psychiater von außerhalb; der Sohn von 3.; Mitglieder des Förderkreises; auch der eine oder andere staatliche Beamte.

Einen Sonderstatus nehmen die Patienten ein. In der Regel handelt es sich um Selbstmordkandidaten, die nur in ein bis zwei Folgen auftauchen und meist als geheilt entlassen werden. Doch können auch alle anderen Haupt- und Nebenfiguren aus dem Umfeld von Motel in Patientensituation geraten. (außer 1.,4.,e.).

Konkret 12/84, S. 80

Die Schönheit bringt uns mit ihrem Terror an die Grenze dessen, was wir ertragen können.

Vermischtes aus der Filmindustrie der Lebenden und der Toten in 31 Abschnitten

1.

Nach verschiedenen Gongs, Lichtspielereien, Vor- und Werbefilmen, nach der Frau mit dem Eiskonfektkörbchen und der Eingangsfanfare ein Bildergewitter, schöne Schnitte und Kamerafahrten, die Wogen der Musik, die eine Handvoll actors tragen, atemlos in bunt. Wo führt das hin? Finde ich noch in die Wirklichkeit zurück? Wovor ich mich aber wirklich fürchte, das ist das Ende, wenn alle von mir wissen möchten, wie es mir gefallen hat.

2.

Das Hamburger Filmbüro hat im III. Quartal 1984 720.000 Mark unter die Filmemacher gebracht. Mit Beträgen zwischen 30.000 und 200.000 Mark wurden in der Kategorie »Programmfüllende Kinofilme« die Projekte von Peter Watkins, Re Karen/Gernot Steinweg, Peter Heller, Lutz Konermann, Gisela Tuchtenhagen und Katrin Seybold gefördert. Insgesamt standen für diese Gruppe der eingereichten Filme 559.000 Mark zur Verfügung. Das Gesamtvolumen dieser sechs Filme beläuft sich auf 7.648.452,23 Mark.

3.

Gestorben sind - nicht ganz in der Reihenfolge ihres Abtretens - in den letzten Wochen neben Tausenden von Äthiopiern, neben einem polnischen Pfaffen und mindestens acht Chilenen (KGB und CIA oder auch umgekehrt?), neben zahlreichen schwarzen Südafrikanern, noch ungezählten Sikhs, vor allem Vertreter des kulturellen Lebens auf dieser Welt: so Marcel Brion (Schriftsteller und Kunsthistoriker), Alberta Hunter (Bluessängerin), Henri Michaux (Schriftsteller) Eduardo De Filippo (Bühnenautor und Schauspieler), Ursula Bloom (Schriftstellerin), Wolfgang Heinz (Regisseur), Oscar Fritz Schuh (Regisseur), Pascal Ogier (Schauspielerin)« François Truffaut:

4.

(Abdruck Filmplakat »Ein Amerikaner in Paris«)

5.

»Die Rote Flut« USA. Der dritte Weltkrieg tobte nunmehr die 6. Woche in 131 Kinos und brachte 499.303 Dollar.

6.

Truffaut hat Kinder vor der Kamera leben lassen. Er hat sie nicht durch Zooms erschossen, ihre Neugier für die surrende Kamera nicht durch erbarmungsloses Draufhalten für sich ausgebeutet, sie sich nicht gefügig gemacht. Das leistet Werner Herzog in seiner »Ballade vom kleinen Soldaten«. Nein, natürlich hat er nicht mehr von zigtausend ermordeten Miskitos geredet, der Buntfilmer aus München. Schlimmer: er hat sich lebender Kinder bedient. »Wie haben sie sie umgebracht? Erzähl uns doch? Wir möchten es wissen? « Beispiel eines cineastischen Imperators, der selbstverloren im idealistischen Kult um den Autorenfilm längst nur noch Kopf steht. In der gleichen Haltung sind seine Filme zu betrachten. Das hält niemand lange durch.

7.

Auch Pierre Kast ist gestorben. Er wurde elf Jahre älter als Truffaut. Er starb zwischen Rom und Paris im Flugzeug, nachdem er bei den Dreharbeiten zu einem neuen Film ‚»L'Herbe rouge«, nach einem Buch von Boris Vian, zusammengebrochen war. Die Hauptrolle in »L'Herbe rouge« war Jean-Pierre Léaud übertragen worden. Kast drehte ein gutes Dutzend Spielfilme. Nur »Le bel âge« wurde hierzulande unter dem üblich dummen Titel »Man kann's ja mal versuchen« gezeigt.

8.

Man könnte sagen, daß Jean-Luc Godard (»A bout de soufle«) das Auge der Neuen Welle, François Truffaut (»Les 400 coup«) ihr Herz und Pierre Kast (»Le bel âge«) ihr Kopf sei. Pierre Kast, geboren am 22. Dezember 1920, begann erst spät,

sich für den Film zu interessieren, und »cinema 60« schrieb in einem Lexikon der »Neuen Welle«, dieser gescheite Mann wisse auf alle Fragen eine Antwort, nur auf die eine nicht: warum er Filme mache.

9.

Die Personen der »Vacances Portugaises« von Pierre Kast sind Intellektuelle. Wie jedermann kommen auch die Intellektuellen mit der Liebe nicht zurecht, aber sie reden mehr darüber als jedermann und oft auch einleuchtend. Ein solcher Film, ehrlich und sensibel, fein und zutreffend, richtig in den Gefühlen und ungewöhnlich im Ton, sollte sein Publikum doch wohl zu allererst unter Intellektuellen finden. Aber nichts ist, alle Western scheinen ihnen lieber zu sein, selbst die schlechten. (1964)

10.

»Beim Industrie- und Wirtschaftsfilm werden keine Verantwortlichkeiten verwischt. Jeder Zuschauer eines solchen Films weiß, daß diese Filme Auftragsfilme sind. Objektivität gibt es beim Industrie- und Wirtschaftsfilm nicht. Wo gibt es sie schon? Aber Quellenehrlichkeit, Genugtuung über das eigene vorzustellende Produkt und Selbstbewußtsein«.

Berlins Regierender Diepgen auf dem Industriefilm-Festival in Berlin im September, dessen erster Preis an »Waschphänomene«, Bundesrepublik. Henkel KGaA. 150 Punkte, ging.

11.

Die Produktion von Filmen kann ein einträgliches Geschäft sein. Die Verpackung der Ware ist Voraussetzung für einen guten Absatz, die Reklame, das Image eines Films, bestimmt somit auch wesentlich den Inhalt. Die sture Fassade, Erfolgsrezept des Verkaufs, spiegelt dabei auch die formierte und dressierte Sehnsucht des Publikums wieder. Radikale Kritik, die auf die Wurzeln der verselbständigten Herrschaft zielt und deren »egwigen« Bestand bezweifelt, ist kaum geschäftsmäßig zu vertreiben; zwängt sie sich trotzdem auf den Markt, verliert sie ihre Erscheinung, wird harmlos, kann voller Genuß verdaut werden... ist diese Aussage absolut? VIVA MARIA ist die Darstellung der Revolutionstheorie der »Dritten Welt«, ist eine Verfilmung der Thesen Frantz Fanons(...) Brigitte Bardot verkörpert den Anarchismus, dessen einzelne geographische Etappen im Film genau markiert sind, Jeanne Moreau vertritt die frustrierte marxistische Intelligenz, als deren Ganzes die Theatergruppe fungiert, die im Schauspiel nicht nur sich selbst spielt, sondern auch das Allgemeine auf die Bühne trägt. Der Zuschauer nimmt W der Identifikation mit dem Schauspieler dieses Allgemeine als sein Selbst auf. Diesen propagandistischen Wert des Theaters, der die Besonderheit des Individuums auflöst, es politisiert, aus der Isolation reißt, hat bereits Hegel in der PHÄNOMENOLOGIE bezeichnet.

12.

Ronald Reagan wäre immer gerne John Wayne geworden, aber es hat nicht gereicht, ungefähr so weit wie die politische Wahrnehmung der Massenmedien. Allen kamen die schönen Filme in den Sinn, als in Washington . Schüsse fielen. (...) Überhaupt ist es vielleicht ungesund, hinter Reagan immer eine Kinoleinwand zu sehen. Was er im Halfter herumträgt, sind keine Platzpatronen, und das europäische Selbstbewußtsein, das schon Bücher lesen kann, soll sich darauf nicht zuviel einbilden. Hinter jedem Westernfilm stand ein guter Rechner, der wußte, wann eine Schießerei rentiert und wann eher eine Umarmung.

13.

(Bildabdruck)

Henri Serre und Oskar Werner - gestorben im 61. Lebensjahr in einem Marburger Hotel - und Jeanne Moreau in Truffauts »Jules und Jim«.

14.

Ob blond, ob braun, Truffaut liebte alle Fraun: Jeanne Moreau (braun), Catherine Deneuve (blond), Fanny Ardant (braun), Brigitte Fossey (blond), Michéle Mercier (braun), Bernadette Lafont (braun), Julie Christie (blond), Francoise Dorleac (braun), Jacqueline Bisset (braun), Isabelle Adjani (braun), Nathalie Baye (braun). Ein proprer Einheitstyp, immer gerade frisch aus der Waschmaschine, faltenfrei gehalten im Kühlschrank, zum larvenhaften Austrocknen vor die Kameras ins gleichmäßige Studiolicht gestellt.

15.

Komm zurück, Jimmy Dean. (Robert Altman, USA 84) - Das ist ein Verführungsmythos über einen Mythos der Verführung. Amerika über Amerika. 20 Jahre nach seinem Tod treffen sich Frauen aus dem ehemaligen James-Dean-Fanclub in ihrer Winz-Provinzstadt in Texas wieder. 60 Meilen entfernt von dem ehemaligen Drehort zu »Giganten«. Fast volle zwei Stunden spielt der Film ausschließlich im vollgeramschten Krämer-, Nippes- und Orangesquash-Laden, dem ehemaligen Verehrungs- und Reliquienzentrum des Fanclub.

Das ganze ist wie ein 70erJahre-Tennessee-Williams-Film ohne Theater vorweg; Kino in erster Person; Kino, das sich selber als Verführer enttarnt und verschleiert. Allerdings vermutlich nur, wenn man das Glück hat, auf amerikanisch zu gucken, mit Untertiteln. Wie von der kopfsprengenden schrillbreiten texanischen Mädchenkreischigkeit des Anfangs der Film allmählich dem geflüstert-weinenden-stummen zerbröckelnden Ende entgegensinkt - und ich mit ihm -, das ist schon gemein. Übrigens kommen *nur* Frauen vor, inklusive einer unechten. Und sie sind ausnahmslos hinreißend. Außerdem weiß ich jetzt, warum Amerikaner/innen häufig so schön üppige Münder wie Sue Ellen haben: Sie brauchen sie. Sonst könnten sie gar nicht so sein, wie sie sind: so laut, so schmollig, so in den Mundwinkeln zitternd, so schreiend lustig und so schreiend traurig.

16.

126.(20.5 m) *Halbtotale. Charlie zieht immer noch den Wecker auf. Clarisse nimmt ihre Ohrclips ab und löst ihre Haare. Weil sie sich dabei etwas aufrichtet, sieht man ihre nackten Brüste.*

CHARLIE *nimmt das Betttuch und bedeckt ihre Brust damit.*- Im Kino zeigt man das so und nicht anders.

CLARISSE *lacht und legt sich hin:* Ins Kino bin ich erst heute nachmittag gegangen. Ich habe »Torpedos in Alaska« gesehen.

CHARLIE: War er gut?

CLARISSE: Es ist ein Film mit John Wayne, der zeigen soll, daß die Amerikaner den Frieden wollen.

CHARLIE: So, so. Dann geht's den Amis ja wie mir.

17.

... dann wieder zurück, in die erste Vorstellung der Avenue de Messine, wo der Widerling Rossif die Karten knipste... François' großer Traum war damals, im Hotel Truffaut zu wohnen, in der Straße gleichen Namens, aber beide lagen nicht im selben Viertel... eine einmalige Adresse, die kein Postler je zu lesen bekommt... nicht einmal in einem Roman von Giraudoux, den er etwas weniger mag als Balzac, recht hat er... *Truffaut, Paris ...* François soll sich trösten... denn Hunderte von Millionen Zuschauer... in Chile, in Singapur, in Montreal, in Yokohama, in Helsinki... denn im Ausland geht er ganz toll...kurz, eine Menge Männer und Frauen haben sie wie ein Wasserzeichen in teurem Briefpapier gelesen, hinter den ein wenig ernsten, romantischen und hinreißenden Gesichtern *Jules ,* und des *Pianisten...* woher kommt es, daß Wildheit und Zärtlichkeit immer gemeinsame Sache machen... daß die Technik Schwester der Emotion ist...und die Notwendigkeit die der Freiheit.

(1965)

18.

Da beißt die Maus nun mal keinen Faden ab: Die »Gremlins« sind wahrlich die »Außergewöhnlichen« dieser Kino-Saison. Da hat Steven Spielberg, der ja schon mit »E.T.« ein goldiges Händchen bewies, wieder unbarmherzig zugelangt: kaum ein Artikel, der (jedenfalls in den USA) nicht unter dem Namen »Gremlin« produziert und verkauft wird. Puppen und Kugelschreiber, Feuerzeuge, Masken, Süßigkeiten oder T-Shirts - es gibt derzeit kaum etwas, wofür die putzigen Fabelwesen nicht herhalten müssen. Wie üblich wird es wieder eine ganze Weile dauern, bis deutsche Geschäftsleute den Boom erkannt haben.

19.

Wie Belmondo auf dem Balkon des Landhauses in Aix-en-Provence ein wenig pathetisch die Leute verteidigt, die Heiratsannoncen aufgeben, verteidigt er auch den Film von Truffaut, der in seiner totalen Künstlichkeit eine unglaubliche Privatheit beibehalten hat: Truffaut zeigt seinen Lieblingsfilm *Johnny Guitar* und das Märchengangsterhaus aus *Schießen Sie auf den Pianisten,* und Belmondo liest in einer alten Ausgabe von *Peau de chagrin* und schämt sich nicht zuzugeben, daß er seit *Pierrot le Fou* gealtert ist.

Und Catherine Deneuve zieht sich tatsächlich auf offener Landstraße die Bluse aus, weil es ihr zu kalt ist, und sie hat keinen BH an, und als deswegen ein Peugeotfahrer von der Straße abkommt und gegen einen völlig verrückten schwarzen

Pfahl knallt, lacht sie vor Vergnügen, wie sie sich den Pullover überstreift.

Von den sechs Düsenmaschinen, die in der Woche die Insel Réunion anfliegen, sind 4 vom Typ Boeing, 2 vom Typ Douglas, und eine fliegt in Cinemascope, obwohl sie nur im Normalformat aufgenommen ist.

20.

Truffaut.- Ich produziere zusammen mit amerikanischen Firmen.

Hopf. Und mit denen haben Sie keine Probleme?

Truffaut: Manchmal schon, aber eigentlich nein. Das einzige Problem ergibt sich, wenn sie einen Film nicht wollen. Zum Beispiel »Die amerikanische Nachm. Den hat United Artists abgelehnt, und glücklicherweise habe ich jemanden von Warner Bros. kennengelernt; die haben ihn genommen, waren, sehr korrekt, ich habe ihnen einen weiteren Film - »Adele H.« - vorgeschlagen, den haben sie wiederum abgelehnt, und der ging an United Artists. Gott sei Dank gibt's fünf amerikanische Verleihfirmen...

Hopf.- Da haben sie aber Vorteile, mit denen kommt nicht jeder französische Regisseur ins Geschäft...

Truffaut: Jede amerikanische Firma produziert zwei oder drei französische Filme pro Jahr; nicht mehr, weil sie ja auch italienische und deutsche Filme herstellen...

Hopf.- Deutsche Filme stellen sie nicht her...

Truffaut: Keine deutschen Filme?

Wenders: Keine deutschen Filme!

Truffaut: Na ja, das sind keine Mäzene, oder? Und ich glaube, daß sie in Deutschland an der Produktion einfach nicht interessiert sind, weil der amerikanische Film, wenn ich richtig liege, hier große Chancen hat. Dann brauchen sie das nicht, um ihre eigenen Filme auf diesem Markt zu verkaufen... In Italien und Frankreich freilich hilft das ihren eigenen Produktionen.

Wenders: Deutschland ist eine amerikanische Kolonie. Hopf.- Frankreich auch. Truffaut: Das kommt auf das Jahr an. Ich bin persönlich nicht einverstanden mit dem Wort Kolonie, denn die amerikanischen Filme verlieren seit Jahren immer mehr an Attraktion, und seit einem Jahr sind sie in Frankreich fast nicht mehr existent.

21.

Wir haben in der Bundesrepublik mit »Es war einmal in Amerika« weltweit das beste Ergebnis erzielt (Jugendfilm-Verleih). Der deutsche Erfolg des Films allerdings beweist: Glaubt ein Verleiher an einen Film und setzt er sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln für ihn ein, überträgt sich diese Überzeugung auch auf die Umwelt bis hin zum Kinogänger.

22.

Das gerade in der DDR erschienene »Taschenbuch der Künste - Film A-Z« (Henschelverlag, Berlin 1984) leistet sich einige überraschende Keckheit en. ' Es verzeichnet Truffaut - »humanistisches Engagement« (die Lesart kennen wir!) - ebenso wie Andrej Tarkowski und selbst Andrzej Wajda - »erfolgreichster Regisseur der Polnischen Schule« - findet eine Würdigung. Während die Tschechin Vera Chytilova, die zwischen »Tausendschönchen« (1966) und »Geschichte der Wände« (198 1) aus den bekannten Gründen keine Filme realisieren konnte, ebenso in dieses Lexikon aufgenommen worden ist wie Milos Forman, der seit Beginn der siebziger Jahre immer üppiger und farbenfroher und aufwendiger in Hollywood zeigt, was er einst auf der Prager Filmschule gelernt hat - gerade jetzt wieder mit »Amadeus« - so bleibt der Tscheche Jan Nemec, *die* Hoffnung des CSSR-Films überhaupt, unerwähnt. Auch er ist nach '68 außer Landes gegangen, stracks Richtung L.A. und Hollywood. Seitdem ist er verschollen.

23.

Und wenn ich den Film (»Die amerikanische Nacht«) von Truffaut sehe, dann finde ich meinen (»Die Verachtung«) ehrlicher, wenn Sie so wollen , weil ich absolut draußen geblieben bin, das ist nämlich... ich weiß nicht... Damals habe ich nicht so gedacht, aber wenn ich es heute machen müßte, wäre das das Erste. Was nicht ehrlich ist in Truffauts Film, ist, daß er nicht zeigt, wie er die Leute engagiert. Warum er Jean-Pierre Léaud engagiert und warum... Truffaut zeigt sich nur mal eben in einem kleinen Bett, das er nicht mehr hat, und blendet dann das Wort »Kino« darüber. Was selbst, um zu zeigen, was er vom Kino denkt, von einer unglaublichen Blödheit ist.

24.

(Bildabdruck)

Der Ersatzmann Truffauts in den Filmen Truffauts: Jean Pierre Léaud.

25.

François Truffauts Filme gehören heute zu den Spitzenprodukten des Studiokinos - wenn auch nicht zu den finanziell einträglichsten. So uninteressant sie geworden sind, so uninteressant und in seiner gegenwärtigen Form fragwürdig ist auch das Studiokino. Und so wie François Truffaut für viele immer noch der bekannteste Vertreter der Nouvelle Vague ist, einer Bewegung also, von der die Legende sagt, daß sie das Kino verändert habe, so zehrt das Studiokino noch immer von seiner einstigen Bedeutung. Aber im Studiokino laufen keine »anderen« Filme mehr, es ist zu einem von der Wirklichkeit ebenso isolierten Raum geworden wie das »große« Kino.

In »La Chambre verte« sieht man Truffaut einmal, wie er ein Gespräch in der Redaktion belauscht. Es steht hinter einer Glastür, das Glas löst die Konturen seines Gesichts auf. Trotzdem ist sein traurig-verzweifelter Gesichtsausdruck noch zu erkennen. Es scheint, als ob ihn das Gespräch, das er belauscht, beunruhige. Das ist auch die Situation des Regisseurs Truffaut. Er betrachtet die Welt wie durch ein Glas, er möchte etwas sagen, kann sich aber nicht mehr mitteilen.

26.

Den Bericht über die Beerdigung Truffauts überschrieb die französische Zeitung »Le Monde« mit »Der sechsundzwanzigste Film«. Rund um die Grabstelle hatten sich unzählige IDHEC-Schüler und Filmamateure versammelt, die mit Video oder Super-8 alles aufnahmen, was ihnen vor die unterschiedlich empfindlichen Objektive kam. »Das Begräbnis von François Truffaut am Mittwoch, 24. Oktober, glich dem, was man erwarten durfte.« Godard erschien nicht.

27.

Sein erster Film... Wirklich eine sehr seltsame Karriere. Das wahre Leben von François Truffaut wäre ein sehr schöner Film, dessen Produktion entsetzlich teuer würde. Denn er hat eine seltsame Karriere gehabt. Wenn man seinen ersten Film anschaut, *Les Quatre Cents Coups*, und wenn man ein wenig seine Vergangenheit kennt, sein Leben vorher... Für mich ist da ein ganz klarer Einschnitt gleich nach *Les Quatre Cents Coups.* Ich weiß nicht, wie das passiert ist. Er hat sich einfangen lassen vom Kino. Er ist genau das geworden, was er so sehr verabscheute. Wenn man die Artikel aus seinen Anfängen liest und heute seine Filme sieht, kann man sich nur wundern. (...) Er kann anderer Meinung sein? Natürlich, aber man muß zeigen, wie man sich verändert . Das ist doch das Interessanteste. Jeder darf seine Meinung ändern, es geht nicht darum, daß man nicht das Recht hätte, nur muß man sie zeigen, diese Veränderung.

28.

Es gab auch eine weitere Film-Entdeckung zu sehen: einen amerikanischen Instruktionsfilm für die Bestückung von Süßwarentheken. Vermutlich können Mittel und Wege gefunden werden, um ihn zu synchronisieren und mit deutschen Zwischentiteln zu versehen.

29.

Truffaut ist mit zwei Engländerinnen auf dem Kontinent verschwunden. Die süße Haut der Braut in Schwarz wird weiter das grüne Zimmer heimsuchen. Das eheliche Heim ist verlassen, keine Geschichte über Adele H. wird mehr des Abends am Feuer zu erzählen sein. Die Unverschämten, des Taschengelds beraubt, werden weiter ein tolles Leben führen. Der Mann, der die Frauen liebte, wird keine Frau mehr an seiner Seite treffen. Die amerikanische Nacht wird sich über die letzte Metro senken. Dann wird das wilde Kind die Sirene des Mississippi an die Hand nehmen, und sie werden, der Liebe auf der Flucht begegnend, irgendwo eine Geschichte des Wassers hören. Der Sonntag möge kommen.

Truffaut ist mit zwei Waliserinnen auf dem Kontinent verschwunden. Die süße Haut der Braut, die schwarz trug, wird weiter das grüne Zimmer heimsuchen. Tisch und Bett sind verlassen, keine Geschichte über Adele H. wird mehr des Abends am Feuer zu erzählen sein. Die Unverschämten, des Taschengelds beraubt, werden weiter geküßt und geschlagen. Der Mann, der die Frauen liebte, wird keine Frau mehr von nebenan treffen. Die amerikanische Nacht senkt sich über die letzte Metro. Dann wird der Wolfsjunge das Geheimnis der falschen Braut an die Hand nehmen und sie werden, der Liebe auf der Flucht begegnend, irgendeine Geschichte des Wassers hören. Auf Liebe und Tod.

30.

Es wird weiter gedreht. Nach einigen kommerziellen Videoclips hat Fellini jetzt die Arbeiten an einem neuen Film aufgenommen, in dem das Nashorn aus seinem »Traumschiff« im Mittelpunkt steht. Das Nashorn hat, soviel ist immerhin schon zu erfahren, ein Junges zur Welt gebracht - was im Nachhinein sicherlich das Unwohlsein des Tieres auf dem Luxus-Liner erklärt. Ein erstes Bild von den Dreharbeiten, die Fellini außerhalb der normalen Öffnungszeiten zum größten Teil im Zürcher Zoo realisieren will:

31.

Das Auswahlgremium der -Export-Union des Deutschen Films hat entschieden: Die Bundesrepublik schlägt Norbert Kückelmanns »Morgen in Alabama« für das Wettrennen um den Auslands-Oscar vor.

Abspann

Quellen der Texte und Bilder: 1. aus: Jürgen Stelling: James Dean rast gegen den Baum; in: orte - Schweizer Literaturzeitschrift, Nr. 48, Zürich 1984; 4. aus: Volker Pantel: Das Buch der Filmplakate - 1945 bis 1965, Schönaich 1984; S., 10., 21., 28., 32. aus film-echo/Filmwoche Nr. 58/1984; 8. aus: Enno Patalas »Mart kann's ja mal versuchen« (Le bei âge) in Filmkritik 9/60, München 1960; 9. aus: François Truffaut: Die Filme meines Lebens - Aufsätze und Kritiken, München 1976; 11. aus: Bernd Rabehl: Viva Fanon, in: KINO No. 4, Berlin (West) 1967; 12. aus: Rudolf M. Lüscher: Einbruch in den gewöhnlichen Ablauf der Ereignisse, Zürich 1984; 16. ans: François Truffaut: Schießen Sie auf den Pianisten-Protokoll, Frankfurt 1968; 17. aus: Godard/Kritiker - Ausgewählte Kritiken und Aufsätze über Film (1950-1970), München 1971; 18. aus: Warner-Columbia-News - Informationsdienst der Warner-Columbia-Film, Ausgabe 4/84; 19. aus: Wim Wenders zu »Das Geheimnis der falschen Braut«, in: Filmkritik 2/70, München 1970; 20. aus einem Gespräch zwischen François Truffaut, Wim Wenders, Florian Hopf und Kristine de Loup in »Frankfurter Rundschau« vom 18.8.1977; 23. und 27. aus: Jean-Luc Godard: Einführung in eine wahre Geschichte des Kinos, München 1981; 25. aus Bernhard Giger: Das Gesicht hinter der Glasscheibe, in: Cinema 2/79, Zürich 1979; 29.: Übersetzung und Synchronisation einer Leserzuschrift unter dem Titel »Biofilmonécro« in »Liberation«, vom 27./28.10.1984; alle nicht nachgewiesenen Beiträge sind Originaltexte; Musik: Willem-Breuker-Kollektief; Gesetzt in Times 9/9,5; Produced and directed by konk-Productions, Hamburg MCMLXXXIV

Konkret 12/84, S. 86

Christel Dormagen

Bücher: Fjorde Wagner Exil Geschlecht Persien

Christel Dormagen hat Bücher von Frauen gelesen

Gabriele Krei□: Fra□ en im E□ il. Dich□ □ ng □ nd Wirklichkei□. Claa□ □M 30,84, D

Es ist nicht einmal ausgemacht, ob es eher ein Glück oder ein typisches Pech ist, daß die Frauen erst drankommen, wenn der ganze 1933-Rummel schon etwas verklungen ist. Man könnte vielleicht wieder eigene Neugier, und nicht staatlicher- respektive widerständlicherseits verordnete, entwickeln.

Das Buch beginnt auch listig, nämlich mit zwei Portraits von »Frauen im Exil«. Und erst später, als man schon klischeehaft einverstanden ist mit deren leidvollem Schicksal, stellt sich heraus, daß beide Frauen literarische Figuren aus zwei Exilmännerschriftstellerromanen sind. Erst aus dieser Verwirrung entzündet sich die Frage: Wie war es denn aber wirklich)

Um das herauszufinden, hat Gabriele Kreis mit solchen Frauen Gespräche geführt. Mit sehr alten, sehr lebendigen Frauen, die teils in Amerika, teils wieder in Europa leben. Und sie beschreibt ihre Entdeckungsfahrten, ihre vorsichtige Annäherung an die Wirklichkeit von damals. Das ist schwierig. Allein deshalb schon ' weil keine Vorwegmuster passen wollen. Weder waren sie alle Frauen, die ganz schrecklich lebenstüchtig an »seiner Seite« (an der Seite eines der meist berühmteren Exilmänner) ihm, dem Mann, und sich selber das kleine mühsame Leben ebneten. Noch lassen sie sich zu der nachträglichen feministischen Wahrheit verführen, daß die Männer damals eben alle kopflastige Lebensnieten waren und daß ohne sie, die Frauen, nichts gegangen wäre. Sie haben sich aus diesen Exilerfahrungen auch nicht alle so emanzipiert, wie wir es gerne hätten.

27 sehr unterschiedliche Frauen kommen zu Wort, werden vorgestellt, in ihren Werken zitiert, wenn sie geschrieben haben oder es noch tun. Darunter zum Beispiel: Elsbeth Weichmann, Magdalene Marcuse-Grünberg, Irmgard Keun, Gisela Graf, Marta Feuchtwanger, Charlotte Beradt. Und ihre »Emigrationsberufe« waren zum Beispiel: Serviererin, Friseurin, Modistin, Bibliothekarin, Reißverschlußreparateurin, Masseuse - weiblich in der Not. Und bei ganz wenigen nur stimmt der »eigentliche« mit diesem Beruf überein wie bei Irmgard Keun.

Carol Hagemann-Whi□e: So□ iali□a□ion: Weiblich - m□ nnlich? All□ag □ nd Biografie□ der Sach□ er□ □ ndigenkommi□ ion Sech□ □er J□ gendberich□. Lech□ Band 1. Hr□ gg. □ der Opladen 1984 (5090 Le□ erk□ □en 3, Po□ □f. 300 406), DM 14.80

Ich kann es ruhig gestehen: Anmacher sind solche Bücher (die Reihe hat gerade mit vier Bänden angefangen) nun eben nicht: die Aufmachung ist von strengster Langeweile; und beim Stichwort »Sozialisation« hör ich inzwischen weg. Es muß schon ein Verführungsargument darüber hinaus geben: es war die Autorin, die mir an andrer Stelle schon gefallen hatte.

Ich hab das Buch dann von vorne bis hinten gelesen. Dabei ist es »nur« ein Forschungsbericht; und zwar über den momentanen Stand der Diskussion darüber, ob es nun Geschlechtsunterschiede gibt oder nicht: soziale, genetische, biologische. Und wenn biologische, was gibt dann den Ausschlag: das Chromosomen-, das Keimdrüsen-, das morphologische oder das Hormongeschlecht? Und wo sitzt der Unterschied zwischen Frauen und Männern gebündelt? In den Genitalien natürlich. Nein, überhaupt nicht natürlich. Schon, weil es »Natur« als gesellschaftliche Enklave gar nicht gibt. Kurz: die Forschung hat ergeben, daß alle Forschung immer ihr heimliches Erkenntnisinteresse nachgewiesen hat.

Dabei stammten doch einige meiner ersten feministischen Erkenntnisse aus dem Buch von Belotti, daß nämlich Mädchen gegenüber kleinen Jungs in systematischem Mangel erzogen werden (»Was geschieht mit kleinen Mädchen?«). Das stimmt leider einfach nicht, Es gibt ständig Beispiele und Gegenbeispiele. Nichts ist zuverlässig, nicht einmal die Annahme, daß die Existenz von zwei Geschlechtern eine Naturtatsache sei: »Eine Anzahl von Gesellschaften hat Möglichkeiten gekannt, zum andern Geschlecht überzuwechseln, ein drittes, neutrales Geschlecht anzunehmen, oder kennt mehrere zusätzliche Geschlechtskategorien«. Aber »unsere Kultur gebietet die Zuschreibung eines Geschlechts zu jeder Person;« und »bei aller Begeisterung zur die Idee der Androgynität wäre die Verweigerung einer Geschlechtsidentität eines der schlimmsten sozialen Schicksale«. Und die Identität ist eben ein offenbar höchst kompliziertes kulturelles Ergebnis aus wechselweise Selbstbenennung und sozialer Fremdeinordnung.

Allerdings - laut Forschungsstand - bleibt doch ein Wahrheitsträger übrig: ER eben, der Penis. »Auch ohne alle weiblichen Geschlechtsmerkmale war eine Figur ohne Penis eine Frau!« (Kindern wurden Bilder vorgelegt). Und umgekehrt: »Es gibt keine positiven Merkmale, deren Fehlen zur Einstufung als Nichtfrau, also als Mann führen würde.«

Also ereignet sich die kulturelle Definition jeweils eben doch über den Mangel der Frau. »Geschlechtssysteme sind typischerweise zweigeteilt und hierarchisch, wobei in allen uns bekannten Gesellschaften das männliche Geschlecht

dominiert«. Punkt. Ende. Und wir sind wieder am Anfang. Es ist so. Aber wie es passiert, ist ein Geheimnis.

Wenn nicht auch dieser kühlunbefangene Forschungsblick seinem eigenen wissenschaftlichen Interesse aufsitzt. Wenn es nicht doch gelingen könnte, daß wir die Polarität von Mangel und Besitz selber abschaffen, umdenken. Aber das wäre ein anderes Buch, eines, auf das ich neugierig wäre.

Sabine Z□ rm□ hl: Le□ ch□ende Liebe - lachender Tod. Z□ m Toch□er-M□ □hild Br□n enb□ ch□ erlag 1984, DM 16.80.

Ein Buch, das nicht fertig ist, nicht fertig sein kann. Mit autobiographischem Blick geht die Autorin einer lange verheimlichten Vorliebe nach, sucht deren Quellen und Bedeutungen aufzuspüren, verschlingt sie mit der eignen Kindheit und Jugend.

Es geht um Richard Wagner und seinen musikalischen Ring-Mythos. Und es geht auch um das Aufwachsen einer Tochter unter einem jener hilflosen und doch starken Väter, denen wir Töchter es - und das war/ist eine Lebensfalle - immer gleichzeitig rechtmachen wollten und bei denen wir allen Grund hatten, gerade nicht so zu werden wie sie.

Wagner durfte man ja nur bfindfaschistisch mögen oder heimlich trotzdem.

In der Brünnhilde-Gestalt entdeckt Sabine Zurmühl das mythische Spiegelbild ihrer eigenen Lebensfalle: den Widerspruch nämlich einer starken Tochter, die sich dem Wotanvater entzieht, sich seinem Befehl widersetzt, damit einerseits das geliebte Gegenbild des Vaters ist. Aber eben dafür muß sie dann vom Vater männlich-klassisch bestraft werden: er verbannt sie, und irgendein (dummer) Mann darf sie aus dem Feuerwall erlösen. Ihn soll sie lieben, wie es sich gehört. Brünnhilde fügt sich. Und das Ende ist nicht utopisch, sondern die Katastrophe. Es gibt die Lockung auf mythische Erlösung. Aber es gibt keine Hoffnung auf sie. Schon gar nicht im Leben.

Die biografischen sind die besten Teile, denke ich. Es gibt noch ein Musik- und ein Quellenkapitel und einen Versuch über die neue Mythologie.

Cecilie L□ □ eid: Sog oder Da□ Meer □ n□er den Bre□ □ern. Roman. A□ □ dem Nor□ egi□ □rid Ar□. Claa□ □ 1984, DM 24.-

Beinahe wäre es schiefgegangen. Denn mit dem rundesten Vorurteil der Welt klappe ich bei »nordischer Literatur« Augen und Ohren zu. Es brauchte also den Schubs einer Freundin: Lies das mal.

Was soll ich sagen. Es ist ein schönes Buch, und Schönheit läßt sich nicht nacherzählen. Also sucht man »Stellen« zum Zitieren. Und merkt: Herausgerupft stehen sie so verloren herum; werden tiefsinnig-bedeutsam, peinlich, lyrisch... Also nennt man Stichworte. Es kommt alles vor: Liebe und Fjorde, Sex und Mädchenkindheit, ein verwunschener Seemanns- und Sehnsuchtsvater und die moderne Emanzipation, Träume und Fotos, »Wirklichkeit pur« und Imitation, Trauer und Frechheit. Na ja.

Also doch ein beiläufiges Geschichtlein stattdessen?

»Der Fotograf kommt hinter einer Ecke hervor und stellt seine dreibeinige Kanone auf. Er macht seinen Rucksack auf und holt unter blauem Himmel Kleider aus der Zeit um achtzehnhundertachtzig hervor. Aber am Rücken sind sie aufgeschnitten, so daß wir sie wie Ärmelschürzen anziehen können. Er bindet uns alle drei hinten zu, als ob wir Federbetten in Bettbezugen wären. Und setzt uns große Hüte mit Federn und Obstkörben auf den Kopf.

'Jetzt werde ich Sie als Ihre eigenen Großmütter verewigen', sagt er begeistert.

Sechzig Sekunden lang lächeln wir verzückt, und dann nehmen wir uns geduldig Zeit, ihm zu erzählen, daß unsere Großmütter in ganz anderen Röcken gingen und Heringe, in Tonnen legten, Dielen scheuerten und im Kindbett starben.«

Torkan: Kal□land. Wah'□ cha□e S□ ard. Per□ pol Verlag Hamb□ rg 65, Ba□ al□ □ eg 76, DM 18.-

Die Zugstrecke Hamburg - Berlin war so lang wie das Buch. Ich hatte noch andere in der Tasche, aber dieses hielt mich fest; schon weil es besonders schön aussah: silberner Einband mit einer Schwarzweiß-Zeichnung.

Torkan ist eine persische Schriftstellerin, die schon lange in Deutschland lebt. Deutschland ist »Kaltland«. Und von der Kälte der Fremde handeln die sieben Erzählungen auch; von Frauen zumeist, die langsam verstummen an den großen Schrecken des endlosen Alltags.

Bücher von Fremdarbeiter-Ausländern - denen, die jetzt »raus« sollen - lese ich oft ungeduldig und mit schlechtem Gewissen zugleich. Die Schrecken' kenn ich ja immer schon, und nach der Lektüre bleibe ich die glückliche Inländerin. Die Fremdheit bleibt unüberbrückbar, - ob sie nun in Beispielen von fremdkulturellem Glück auftritt oder von Kaltland-Elend...

Die Geschichten von Torkan erzählen über diesen Widerstand von beunruhigtem Unmut hinweg.

Angelika Mai□ orm: R□ □ me, Zei□en, □ iele Namen. □ □□he□ik d□r Weiblichkei□. Dr□ mlin Verlag, DM 22.-

Es ist eine Sucht, immer wieder auf neue Buchversprechungen hereinzufallen, die irgendwie »weibliche Ästhetik oder Theorie« etc. im Titel führen. Immer wieder lese ich. Immer wieder erscheinen neue Bücher...

Ihr Versprechen scheint zu sein, was ich erwarte: nämlich tatsächlich eine Theorie der Richtigkeit. Und zwar - und deshalb die Hoffnung, die ich mir sonst klug verbiete -, weil sie nicht direkt moralisch-ethische Vorschriften macht. Nicht feministische Guru-Aussagen, um die es im anachronistischen Hoffen doch eigentlich geht, sondern über den listigen ästhetischen Umweg. Dort heißt nämlich peinlich und ideologisch verfemte »Richtigkeit« nun und immer noch »Wahrheit«. Und die ist nicht präskriptiv, sondern vorgeblicher Leerraum der Andersheit.

Dabei sind dann natürlich alle Bücher - weil ich mir *alles* erhoffe, *immer* eine Enttäuschung. Manche sitzen allerdings diesem Sehnen selber auf und formulieren in Wahrheitsbegriffen die doch eh immer schon bekannten Theoreme von der unvereinnahmbaren Widerständigkeit der Kunst, ihrer inszenierten Marginalität, ... eben ihrer Adornitischheit. Es heißt dann nicht überdrußplatt soziologisch oder pädagogisch: »Rollendurchbrechung«, sondern Heteronomität... Das ganze feministisch-theoretische Vokabular von Irigaray, Meyer, Kristeva, Bovenschen etc. kehrt wieder. Und es ist eben auch bezeichnend, daß diese theoretischen Äußerungen eigentlich vor 1978 schon ihre endgültigen Formulierungen gefunden haben. Weiter geht es nicht! Und wenn es um Konkretionen oder - platter gesagt - Beispiele geht, dann wird auf einzelne Kunst-Stücke verwiesen, die sich angeblich jeweils in jenem bedeutungswidersetzlichen Zeit/Raum von Nicht-Sinn, Nichtvereinnahmbarkeit ereignen.

Ein Beispiel ist Angelika Maiworm. Eine Abrechnung erst von: so geht's nicht! Dann die theoretische Explikation der Andersheit weiblicher Kunst, die kein feministisches Programm und damit Festschreibung sei. Und dann ist Punkt. Ende. Bevor eben doch deutlich werden könnte, daß solche Postulate - in ihren immer hinter die Idee zurückfallenden Konkretionen - längst immer schon eingeholt sind von der eben nicht so festgeformten eindimensionalen Realität, wie der Kunst =Widerstand +Verflüssigungs-Kopf es gerne hätte. Im Hase-und-Igel-Spiel ist die Wirklichkeit immer schneller als die Definition der Widersetzlichkeit inszenierter ästhetischer Inhalte. Weil diese Ästhetik immer noch von einer Scheidung: Kunst/Wirklichkeit ausgeht. Kunst sei Inszenierung + Wider-Sinn. Und Wirklichkeit sei Gebrauchswert. Doch die Wirklichkeit lernt von der Kunst, inszeniert sich ständig selber. Und die Kunst erleidet Wirklichkeitskrankheiten: sie ritualisiert sich, kann sich ihrem Gebrauch nie entziehen.

Alle Theorien weiblicher Ästhetik fallen, wahrscheinlich notwendig, immer hinter diese Aporie zurück. Theoretische Reflexion - gerade die über eine weibliche Kunst - kann sich wohl nie dem Begehren entziehen, heimlich eben doch endgültigen Gegen-Sinn zu produzieren.

Konkret 12/84, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wie weit wir uns doch von den Zeiten entfernt haben, da deutsche Herrenmenschen die bolschewistischen Untermenschen ausrotten wollten! Heute vergießen sogar Redakteure des Springerverlags Tränen um die tote Nina Chruschtschowa:

Sie war sicher eine gute, manche sagen sogar eine eingefleischte Bolschewikin - und doch war ihr Wesen eigentlich unbolschewistisch, ja in gewissem Sinne unsowjetisch, weil in ihr ein Stück Spontaneität und menschliche Unmittelbarkeit steckte,

schrieb ein C.G. Ströhm in der »Welt«. Bolschewist ist nicht mehr Synonym für Untermensch (es bedeutet jetzt nur noch Unmensch) und vom Unterbewußten ins Unbewußte gerutscht, von wo es erst zurückgerufen wird, wenn die Bolschewiken wieder mal eingefleischt werden sollen.

Nach der Gründung einer alternativen Bank und kurz vor Eröffnung einer alternativen Börse erscheint jetzt ein alternatives Wichsblatt:

Herausgegeben wird »Liebe« von Verleger Raymond Martin, der bereits Anfang der 70er Jahre eine Alternativzeitschrift über den Eigen vertrieb (Auflage 5000) vermarktete. Chefredakteur Werner Pieper, ebenfalls ein Herausgeber von Alternativzeitschriften (»Kompost«, »Humus«) seit 13 , Jahren, brachte seine Erfahrungen, seinen Riecher und seine Redaktionsmannschaft mit ein. Man will aus dem »intellektuellen und alternativen Ghetto heraus«, um ein ganzheitliches Gedankengut einer breiten Bevölkerung zugänglich zu machen.

Wenn sich nun aber herausstellt, daß die Bevölkerung doch nicht breit genug ist, um sich durch die Nacht zum Licht respektive durch den Kompost ins Ganzheitliche führen zu lassen, sondern dem mehr nüchternen Weltbild anhängt, wonach bei-. des Flecken gibt? Kommt dann der Pieper mit seinem Riecher?

Ein alternativer Journalist, der jüngst also irgendwie unheimlich betroffen über »das Revolverblatt aus dem Hause Gremliza« schrieb, beendete kurz darauf eine Fußball-Reportage in der »Tageszeitung« mit der originellen Sentenz:

Der gute Mann (Torwart Kneib) stand dank Riechsalz und Japan-Öl ein paar Minuten später kaum auf den Beinen, als aus der Bochumer Ecke der hundertfach intonierte Ruf ertönte: »Kneib du Sau! Kneib du Sau!« So schön ist Fußball.

Jakob Sonnenschein

Ein echter alternativer Einfall, der nicht von gestern ist, sondern vom Frühjahr 1982:

Wenn die Reporter die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn die Masse aus den vorgestanzten Sprechchören über die Wassergräben ins Stadion bricht, wenn der Präsident nach Polizeischutz ruft - dann erleben wir die Schönheit des Sports.

Hermann L. Gremliza

Länger als zwei Jahre hat er auf einen Augenblick gewartet, an dem er sich unbeobachtet fühlen konnte - und dann wird er doch ertappt. Ich aber will ihn ermutigen: Wenn er erst meine Kolumnen wörtlich für sein alternatives Publikum abschreibt, sind wir alle ein gutes Stück weiter.

In der »Zeit« wird berichtet:

Für alles und jeden, besonders für seine Kritiker, die den Politiker Blüm von gestern an dem von heute messen, hält er immer noch eine Antwort parat. Flugs werden Schwächen zu Stärken. Kokett erzählt er dann eine Geschichte des Herrn Keuner von Bertolt Brecht: »Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßt ihn mit den Worten: 'Sie haben sich ja gar nicht verändert. -Oh!, sagte Herr K. und erbleichte.

Womit nun also ein für allemal erklärt wäre, warum die CDU 1970 »eine Partei des Kapitals« war und dies heute eine Verleumdung ist. Leider erfahren wir nicht, ob das ominöse »ja« von Blüm oder von seinem Porträtisten in den Satz »Sie haben sich gar nicht verändert« gemogelt wurde. Man tut aber gewiß keinem von beiden Unrecht, wenn man sie für gleichermaßen fähig hält, die Gretchenfrage neu zu stellen: Sag Heinrich, wie hältst du's denn so mit der Religion?

Amerigo Vespucci-Kielinger hat neues Land entdeckt:

Letztlich ist das Land weitgehend frei von der Herrschaft mediengesteuerter Indoktrination.

Wo war er? In Timbuktu? Fast: Kielinger berichtet für die »Welt« aus den USA, Und da fragen sich Publizistik-Seminare, wie der »Völkische Beobachter« zustande gekommen ist.

Exklusives in der »Bild«-Zeitung, von unserem ins Puff entsandten Sonderkorrespondenten:

»Ich hab so Lust auf deinen Erdbeermund«, stöhnt's. von der Bühne.

Zum Mitschreiben war's zu duster. Und daß zwei »Bild«-Redakteure die von Paul Zech übersetzte Zeile des berühmten Villon-Gedichts (»Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund«) kennen sollten, hieße, von ihnen das Bildungsniveau eines Bordellwirts zu erwarten. Das tut man nicht.

Gleichlautend mit vielen anderen meldete die »Hamburger Morgenpost«:

Möllemann warf Handtuch

Es wird dereinst unter den Archäologen bedeutendes Rätselraten ausbrechen, wie die Sitte mitteleuropäischer Industriezeitmenschen, Toilette-Gegenstände als Wurfgeschosse zu gebrauchen, verstanden werden müsse. Zumal keines der aufgefundenen Papiere Angaben darüber enthalte, nach wem und mit welcher - ob tödlicher oder sonst schmerzhafter - Wirkung der Handtuchwurf ausgeführt wurde. Und keiner, sag ich voraus, wird die richtige Lösung erraten: daß es die rituelle Antwort einer Person bedeutete, hinter der sie mit einem nassen Lappen her waren.

Der »Spiegel«-Redakteur Hartmut S. auf der Suche nach einem Vergleich:

Das irritiert wie der Szene-Bestseller »Papagei«, der (erfundene) Reisebericht des Südsee-Häuptlings Tuiavii durch die europäische Kultur.

Ein gelungener Vergleich. Er irritiert die Leser des Szene-Bestsellers »Der Papagallo«, die sich jetzt fragen, ob sie das falsche Buch gelesen haben oder die falsche Zeitschrift. Unter uns Papalagi: beides.

Theo genießt es, endlich einen so gebildeten Bundespräsidenten wie den Richard von Weizsäcker interviewen zu können, und hebt eine von dessen Antworten im Druck besonders hervor:

Die Parteien dürfen ihre Grenzen nicht überschreiten. Denn Partei ist nie das Ganze, eine Partei ist ein Teil.

Partei kommt nämlich, Theo genießt es und schweigt, von pars, und seit wir erfahren durften, daß radikal von radix kommt und deshalb an die Wurzel geht, hat uns nichts mehr so gefreut. Schon erblickt Theo die Zeichen einer neuen Zeit:

Remedur tut not.

Er wittert, wie er sagen würde: Morgenluft. Ich (das ist der kleine Unterschied): Romadur.

Nur damit nachher keiner kommt und klagt, das hätte man ihm doch gleich sagen können, soll hier das neue Programm der SPD vorgestellt werden, und zwar in den Worten des Vorsitzenden der Programmkommission, Erhard Eppler:

Ziel der Diskussion sei eine. » Verständigung der Partei über sich selbst und über ihren Bewußtseinswandel«. Erhard Eppler will ein »linkes, modernes, aber integrationsfähiges Programm, das die Richtungen angibt und konkret Pfähle einschlägt«.

Ich weiß, was er will: eine maschinenlesbare Bergpredigt.